UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 639 789 7

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
RIVERSIDE

SHELF BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.

PAIDEUMA

Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre

von

LEO FROBENIUS

C. H. BECK · MÜNCHEN

PAIDEUMA

UMRISSE EINER KULTUR- UND SEELENLEHRE

VON

LEO FROBENIUS

MÜNCHEN 1921
C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK

CB87
F76

Veröffentlichung des Forschungsinstituts
für Kulturmorphologie (E. V.)

Copyright 1921 by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Diese Schrift widme ich den Lehrern als den dazu berufenen Hütern und Hegern der Keime allen Kultur- und Seelenlebens

Leo Frobenius

„Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen"

Goethe

Inhaltsverzeichnis

Einleitung Seite

1. Persönliches. Mechanistische und intuitive Forschung 1

I. Paideumatische Studien . . . . . 14—50

2. Die andern und wir 14
3. Dichten 18
4. Erleben 29
5. Wissen 42

II. Das Paideuma des Individuums . . . . . 51—89

6. Der paideumatische Stufenbau 51
7. Das Paideuma in der dämonischen Welt des Kindesalters 59
8. Das Paideuma als das „Ideal“ im Jünglingsalter . . . 64
9. Das Paideuma als die „Tatsachen“ im Mannesalter . . 68
10. Paideumatische Polarität 73
11. Entwicklung des Paideuma 78

III. Das Paideuma der Völker . . . . . 90—125

12. Seelenraum und Lebensraum (Orient und Okzident) . 90
13. Der Lebensraum (Die Umwelt) 99
14. Formen und Perioden 104

Schluß

15. Das paideumatische Werk 118

1. Persönliches.
Mechanistische und intuitive Forschung

Im Jahre 1894 war mir die Aufgabe zugefallen, Oskar Baumanns Werk „Durch Massailand zur Nilquelle“ zu besprechen. Die kleine Arbeit verfaßte ich aus dem Gefühl einer großen Verehrung für diesen scharf beobachtenden und unternehmenden Entdeckungs- und Forschungsreisenden, gab auch all meinen warmen Empfindungen Ausdruck, konnte mich aber nicht enthalten, meiner abweichenden Meinung über die Behandlung des Nilquellproblems Ausdruck zu geben. (Die späteren Werke Richard Kants haben mir Recht gegeben.)

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich eine harte und kränkende Entgegnung des bedeutenden Mannes, die mir den ganzen Grimm verletzter Eitelkeit zeigte. Ich fühlte mich im Innersten meiner Seele und meiner wissenschaftlichen Denkweise betroffen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit ergriff mich. Ich war so erfüllt von dem großen Beruf eines Forschungsreisenden, der Notwendigkeit einer weiten Auffassung, daß mir das Kleinliche erst gar nicht begreiflich war, um so weniger, als ich erst viele Jahre später hörte, daß Oskar Baumann schon damals an der entnervenden Krankheit litt, die ihm ein allzu frühes Ende gebracht hat. Ich selbst bereitete mich seit Jahren auf die Forschertätigkeit in Afrika vor, hatte in ihr immer mehr das Große und Hohe zu sehen gelernt, liebte meine Heroen der Forschung über alles und hatte schon so oft bei dem Gedanken, ob ich es ihnen je werde gleich tun können, gezittert, so daß ich unter dieser ersten Erkenntnis menschlicher Schwäche innerlich zusammenbrach. Damals waren mir in Dresden die Professoren Schneider, Sophus Ruge und Lindemann fördernde Freunde. Diese drei waren es, die durch gütige Zusprache die in mir auftauchenden Zweifel zu zerstreuen suchten, die mit allerhand Beispielen

aus der Geschichte der Wissenschaft und der Gelehrtenschicksale mich lehren wollten, auch die Schlacken, die unter jedem großen menschlichen Feuer niedersinken, zu verstehen; sie führten mich von der Überschätzung wissenschaftlicher Persönlichkeiten wieder zurück zu den Fragen und Stoffen aufbauenden, verstehenden und erlebenden Schaffens.

Mit der ganzen Leidenschaft einer jungen Seele versenkte ich mich nun in die Arbeit; allerdings: zunächst war die Ruhe gestört, alle Sachlichkeit erschüttert, die Erregung so bedeutend, daß sie sich nur im Erfassen des Ganzen äußern konnte. Alle Aufzeichnungen, die bis dahin für künftige Arbeit aus der Literatur und auf Museumsbeobachtungen hin gemacht waren, wurden gesiebt; es war mir der feste Wille erwachsen, dem Persönlichen gegenüber das Sachliche als allein Entscheidendes aufzustellen. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer ganz neuartigen Ordnung des ungeheuren Stoffes trat hierbei immer wahrnehmbarer hervor. Im Geiste tauchte der Gedanke einer großen Einrichtung auf, in der alle Quellennachweise, wohlgeordnet, durch inneren Sinn gegliedert und durch ein festes Gerüst, gleichsam ein steinernes Heim für das Wesen menschlichen Werdens, vor der menschlichen Schwäche geschützt, für die Geschichte der Kultur aufzuspeichern seien. Bei einem benachbarten Tischler wurden die ersten entsprechenden Kästen bestellt, bei einem Buchbinder die Kartons und fein säuberlich zugerichtete Einlagen.

In dieser Weise Tag und Nacht hindurch nach objektiven Grundlagen sichtend, ordnend und aufbauend, lernte ich zum erstenmal den Zauber kennen, der in dem ständigen Umgang mit einer organischen Materie beruht. In diesen Tagen war es zum erstenmal, daß ich nicht „mich“, sondern das unmittelbare lebendige Dasein dessen erlebte, was mich so vollkommen fesselte: das aber war die Kultur als ein die Menschen innerlich formendes Wesen. Die einzelnen Phasen

meiner Entwicklung sind mir nicht zum Bewußtsein gekommen. Als ich aber am 9. November des Jahres 1894 einen prüfenden Blick über die Tätigkeit und Ergebnisse der letzten Jahre warf, da fand ich den Plan eines umfangreichen Archives für Völker- und Kulturkunde vollendet; da waren die grundlegenden Einrichtungen getroffen; da war die Erkenntnis gezeitigt, daß die menschliche Kultur ein selbständiges organisches Wesen sei. Im Frühjahr 1895 war der erste Entwurf einer Lehre von der organischen Kultur niedergeschrieben und somit jene Arbeit begonnen, die seitdem mein Leben erfüllt hat.

Das war vor fünfundzwanzig Jahren, und deshalb ist die vorliegende Schrift zugleich eine Jubiläumsskizze, in der der Verfasser sich darüber klar werden will, welche Wandlungen seine Anschauung der Dinge in ihm selbst und in der Umwelt während der dazwischenliegenden fünf Lustren erlebt hat, eine Zeit, in der seine Gedanken eine stille, aber tiefe Wirkung auf die Kulturforschung namentlich des Auslandes geübt haben.

Eine innere Erschütterung hatte also im Herbst 1894 das „Afrika-Archiv“ und eine skizzenhafte Lehre von der organischen Eigenart der Kulturen ins Leben gerufen. In die weitere Öffentlichkeit trat diese mit der Arbeit „Stilgerechte Phantasie“ (1896) und, nach Vollendung der ersten Vorarbeiten während der Jahre 1897/99, mit den Veröffentlichungen in „Petermanns Mitteilungen“, dem „Ursprung der afrikanischen Kulturen“ und der „Naturwissenschaftlichen Kulturlehre“. Ihre Grundlage, die seitdem als Kulturkreislehre (siehe Deutsche Kolonialzeitung 1913 S. 690) eine immer weitergehende Anwendung gefunden hat, geht davon aus, die Kultur ihren menschlichen Trägern gegenüber als selbständigen Organismus aufzufassen, jede Kulturform als ein eignes Lebewesen zu betrachten, das eine Geburt, ein Kindes-, ein

Mannes- und ein Greisenalter erlebt. Die Kulturformen sind eigenen Wachstumsprozessen unterworfen, die dem Entwicklungsgange des menschlichen Individuums entsprechen. Plump und unbeholfen gebärden sie sich in ihrer Jugend, energisch und zielbewußt im Mannesalter, kindisch sind die Greisenkulturen usw. Vor allem: nicht der Wille des Menschen bringt die Kulturen hervor, sondern die Kultur lebt „auf“ den Menschen. (Heute möchte ich sagen: sie durchlebt den Menschen.) Die Kultur ist ihren Formen nach an bestimmte Gebiete gebunden, die Kulturkreise; die Formen bilden sich bei der Verpflanzung um und bringen in der Vermählung neue Formen hervor. Meine Ansicht von 1898 unterscheidet Morphologie, Anatomie und Physiologie der Kulturformen. Sie ist also durchaus naturwissenschaftlich. Zwar gliederte sie schon die Kultur als „drittes Reich“ der organischen und anorganischen Natur an, sie war aber in ihrer Beweisführung noch so durchaus der damaligen naturwissenschaftlichen Beobachtungsweise unterworfen, daß sie unfähig blieb, die spezifische Eigenart des Sonderdaseins einzelner Kulturen zu erfassen.

Immerhin stellte sie einen Fortschritt dar. Die Geburt der Völker- und Kulturkunde als das jüngste Kind der modernen Wissenschaft hatte sich erst kürzlich vollzogen. Sie tauchte auf in einer mechanistischen Periode und mit halbwissenschaftlichen Vorarbeiten schwer überbürdet. Glänzend hat das Heinrich Schurtz gesagt: „Man könnte an allem wahren Wert der Arbeiten auf diesem Gebiete verzweifeln. Überall mischt sich das launenhafte Subjektive in die gesetzliche Entwicklung ein. Alles schwankt und schillert in tausend Farben. Alle Regeln werden durch Ausnahmen zersetzt, bis endlich das niederschmetternde Bewußtsein, nie auch nur die kleinste feste Wahrheit erreichen zu können, die einzige Frucht unermüdlicher Arbeit zu sein scheint, bis das bittere Gefühl aufsteigt, daß es hundertmal besser sein würde, irgendein schlichtes Handwerk zu treiben, als mit diesem täuschen-

den, unfaßbar unter den Händen zerfließenden Problem zu ringen."

Bei der Eigenart dieser Materie konnte es nicht ausbleiben, daß zunächst zwei entgegengesetzte Anschauungen miteinander um ein Vorrecht stritten, diejenige Bastians, die alle kulturellen Vorgänge auf gesetzmäßige Funktionen des menschlichen Geistes und diejenige Ratzels, die alle Vorgänge auf geographischen Eigenarten und der Enge des menschlichen Bewußtseins aufbaute. Unter diesen Umständen war die Kulturkreislehre von 1897 zweifellos ein Fortschritt, indem sie die Kultur als Subjekt dem Menschen als Objekt gegenüberstellte und die Abgrenzung ihrer landschaftlichen Ausdehnung als ein Mittel zur Erkenntnis der morphologischen Artunterschiede, die Altersstufen aber als Mittel zum Verständnis der physiognomischen Lebensformen heranzog.

Aber die Lehre von 1897/99 war schwer belastet. Einmal durch einen technischen Mißgriff, sozusagen eine psychologische Unart, und zum zweiten durch eine allerdings zeitgemäße naivmaterialistische Auffassungsweise. Beides hatte seinen letzten Grund in der Weltabgeschiedenheit und der damaligen Einzelstellung ihres Urhebers. Denn nach dem Streite mit Oskar Baumann hatte er sich fast von jedem Verkehr zurückgezogen. Er lebte nur seiner Arbeit, nur der Gelehrsamkeit, was um so widersinniger war, als er von Natur ein geselliger und lebendiger Mensch und fähig zum Erleben ist.

Die psychologische Unart bestand in einer durch die Erregungen von 1894 nun einmal erweckten und durch dann folgende Beobachtungen verstärkten Lust an der Polemik. Das war schlimm und zwar noch mehr innerlich wie äußerlich. Im Zorne über menschliche Mißgriffe, wie sie wohl die Geschichte jeder Wissenschaft erleben muß, in der Erbitterung darüber, daß mangelndes Wissen und ungenügende Vorbereitung von der Kollegenwelt nicht gerügt wurden, ließ ich mich zu höhnischen Urteilen hinreißen, die meiner Jugend jedenfalls nicht

anstanden und die naturgemäß das Übelwollen der Rezensenten nicht allein gegen mich, sondern nach menschlicher Art auch gegen die von mir aufgestellte Lehre lenken mußte. Ich war damals so unter dem Staub der Bücherweisheit vergraben, daß ich es nicht vermochte, mir die Erbärmlichkeit klar zu machen, die im rücksichtslosen Einreißen und Zerstören, womit jede Polemik verbunden ist, liegt. Es ist mir gründlich heimgezahlt worden, und wenn ich damals auch kein Verständnis für all die nun niederprasselnden Rezensionen hatte, die das Kind mit dem Bade ausschütteten, so wurde ich doch durch solche Erfahrungen dazu gedrängt, möglichst bald die fernen Länder aufzusuchen, um den segnenden Einfluß des Erlebens zu genießen und am lebendigen Objekte die Berechtigung meiner Darlegungen nachzuprüfen.

Wenige Tage vor dem Aufbruch zur ersten Reise der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition (D.I.A. F.E.), die ich damals ins Leben rief, erlebte ich es, daß meine Lehre die prinzipielle Anerkennung anderer fand, die meinen Arbeitswegen streng sondierend nachgegangen waren. (Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft 5. Dezember 1904.) Als nun meine Auffassungsweise aber aus dem Munde anderer widerklang, wurde ich mir der zweiten Schwäche jener Lehre von 1897/99, wenn zunächst auch nur ganz im allgemeinen, bewußt. Ich bin dann aber im Lauf der folgenden Jahre zumeist im Verkehr mit anderen Völkern und Menschen anderer Kulturen gewesen, habe im langsamen Wachsen des Archives bis zum Forschungsinstitut das Erleben über das Wissen zu stellen gelernt, habe Gelegenheit gehabt, an unendlich vielen Beispielen die alte Betrachtungsweise zu prüfen und mit lebendigen Tatsachen zu vergleichen, habe die Kultur in allen ihren großartigen, zuweilen auch in ihren jämmerlichen Äußerungen, den Menschen aber immer mehr als den kleinen Träger der gewaltigen Erscheinungswelt der Kultur kennen gelernt.

Und heute glaube ich diese zweite Schwäche von damals zu kennen: die Weltanschauung, aus der sie entsprang, war eine mechanistische; das organische Leben im dritten Reiche, das Kulturleben ist aber seiner Natur entsprechend lediglich der lebendigen Intuition zugänglich.

Mechanistisch und intuitiv bezeichnen hier zwei Arten von Weltauffassung. Die mechanistische sucht die einzelnen Vorgänge und Erscheinungen des Wirklichkeits- und Seelenlebens durch Aufstellung von Gesetzen zu erfassen. Ihre Stärke beruht eben in der Herausschälung der „Gesetze", ihre Schwäche darin, daß ein nicht in der Natur des Gegenstandes liegender Gegensatz entsteht, indem nämlich unwillkürlich das Gesetzmäßige dem Ungesetzmäßigen, das Normale dem Anormalen, die Regel der Ausnahme gegenüber gestellt wird. Hierdurch wird das Ungesetzmäßige, das Unnormale und die Ausnahme gewissermaßen in eine zweite Klasse abgesondert, und so verliert diese Anschauungsweise die Fähigkeit, allumfassend und dabei gleichwertig urteilend zu sein. Das Prinzip führt zwar wie ein Schienenstrang schneller zu einem vorgesteckten Ziele, macht dagegen die freie Beweglichkeit und Umschau auf der großen Fläche unmöglich.

Dem gegenüber geht die intuitive Weltanschauung von der Vorstellung eines Planes aus, begnügt sich damit, die bedeutsamen Phänomene zu finden und ihren Platz im Gesamtaufbau des Daseins verständnisvoll festzustellen. Darum kann die Intuition für jede Veränderung im Wirklichen ihr uneingeschränktes Verständnis bewahren.

Die mechanistische Weltauffassung sieht vor sich ein System von Tatsachen, das sie nach Ursache und Wirkung, nach Element und Verbindung zerlegt und aus dem sie vermeintlich allgemeingültige Beziehungen ableitet. Sie wird und kann das Leben nur „biologisch" oder „psychologisch" erfassen, nämlich indem sie bis zu Eiweiß- oder Assoziations-

prozessen, zu Affekten, Triebfedern, Ganglienzellen, Nervensubstanzen vordringt und dann starre Formeln aufstellt. Der intuitive Forscher dagegen sucht den ganzen regellosen Reichtum lebendiger, seelischer Regungen mitzuerleben; er unterscheidet das Bedeutsame vom Unbedeutenden, den Sinn einer Ausdrucksbewegung von ihren Mitteln. Er versenkt sich in die innere Logik alles Werdens, Wachsens, Reifens, die durch Experiment und System nicht erfaßt werden kann und findet statt starrer Gesetze Typen des lebendigen Seins und Werdens und statt der Formeln symbolische Ereignisse.

Unter Mechanistik verstehe ich also die heute vorherrschende, und ihr gegenüber unter Intuition eine heute selten gewordene, der ersteren genau gegensätzliche Weltauffassung. Mechanistik und Intuition sind hier durchaus nicht im Sinne philosophischer Lehren gemeint. Beide bedeuten etwas Umfassendes, Durchgreifendes, fast Zwangsmäßiges, das als Wesentliches die Allgemeinheit beherrscht. Ich betone aber ausdrücklich, daß die intuitive Weltauffassung hier weder als irgend etwas Neues oder auch nur als etwas „Richtiges“ gelten soll. Neu sicherlich nicht. Auch Goethes Weltanschauung war eine durchaus intuitive, deren Auswirkung jedoch unter dem Einfluß der stets wachsenden Spezialisierung im neunzehnten Jahrhundert immer mehr eingeengt wurde, so daß er für dieses durchaus Recht hatte mit dem Ausspruche, daß seine Werke niemals populär werden könnten, — wenn auch alle Welt den Faust zitiert. Und zweitens das „Richtige“ betreffend: Alle Kulturen schwankten bisher in ihrer Weltauffassung zwischen den beiden Polen der Mechanistik und der Intuition. Wenn ich aber die Theorie des nahen Beginnes einer neuen Kulturperiode (siehe 14. Kapitel) aufstelle, die sich nicht systematisch beweisen, sondern nur intuitiv gewiß machen läßt, so muß ich die ersten Regungen wiedererwachender Intuition

fördern, — zumal die ersten Vertreter solcher Weltanschauung je eher desto erfolgreicher und zielsicherer geopfert werden.

Auch muß betont werden, daß es weder eine absolut mechanistische, noch eine absolut intuitive Weltauffassung geben kann. Es handelt sich vielmehr, wie eingangs schon gesagt wurde, um eine Richtlinie, um Vorwiegen der einen oder anderen Anschauungstendenz, oder, um es mit zwei Grundbegriffen dieser Schrift zu bezeichnen, die bald näher erklärt werden sollen: um den Vorrang des Tatsachensinnes oder des Dämonischen im Menschen.

Das Jahr 1904 führte mich nun hinaus unter andere Völker, in den Bannkreis der afrikanischen Kulturen. Damit begann ein Leben, das so reich und fast übermäßig mit Erlebnissen und Eindrücken gesegnet war, daß ich heute glaube, nicht dankbar genug sein zu können. Zeiten freien ungebundenen Daseins, in denen mir die ganze Verantwortung selbständiger Lebensführung für mich und viele mir anvertraute Menschen beschert war, und in denen mir wissenschaftliche Stoffmassen, Erkenntnisse und Erlebnisse in ungeahnter Fülle zuströmten, wechselten seitdem mit entsprechenden Zwischenräumen, die ein emsiges Heimatstudium und die Arbeit an dem stets wachsenden Archiv ausfüllten. Die mir beschiedene Ernte war überreich. Ich werde selbst nie fähig sein, sie im ganzen Umfange der Welt mitzuteilen. Aber um so strenger mußte die Bearbeitung der Sammlungen und die Ordnung der Manuskripte sein. Immer mehr Gehilfen wurden draußen und daheim notwendig. Aus der kleinen Gelehrtenstube von 1894 wurde eine Forschungsanstalt, die es nun wieder sowohl daheim als auch vom Arbeitsfelde da drüben aus zu leiten und in ständigem Leben zu erhalten galt. Das draußen Erlebte wollte mit den neu eingetroffenen Beschreibungen und mit den Angaben der vorhandenen Literatur verglichen, das anderweitig beschaffte

Museumsmaterial berücksichtigt werden. An die Stelle von Exzerptkästen traten Schränke; an die Stelle von Bücherschränken Bibliothekzimmer. Die wenigen Gesichtspunkte der ersten Zeit vermehrten sich zu Hunderten; der Stab von Mitarbeitern wuchs ständig; die vordem kleine Arbeit des Einzelnen forderte mehr und mehr eine allen zugängliche Übersichtlichkeit. Das Ganze war ein großer Organismus geworden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Entwicklung auch meine Ansichten von 1895 beeinflußte. Allerdings hatte ich mich nach einigen weitumfassenden Übersichten („Geographische Kulturkunde“ und „Zeitalter des Sonnengottes“, beide 1904) auf Afrika und die europäische Urgeschichte beschränkt. Aber einerseits brachte die Bearbeitung der Kulturen des roten Erdteiles im ständigen Wechsel der Reisegebiete das Typische und Organische mehr in den Vordergrund als das Spezielle und Einzelartige, und andrerseits brachte die wachsende Vertrautheit mit jenem Erdteil einen schärferen Blick auch für die oft recht lange nicht erlebten und nur aus der Ferne gesehenen modern-europäischen Kulturformen mit sich.

Mehr noch! Auch die Distanz zwischen Mensch und Kultur vergrößerte sich fortgesetzt. Ich habe drüben große starke Kulturformen bei dunklen, wenig beachteten Rassen, in Europa kleine und kümmerliche Kulturreste bei großen, hochgestellten Menschen gesehen — und umgekehrt —, habe dort weite und freie Anschauungsweise, tiefe und innere Religiosität, große und formenwahre Dichtkunst in düsteren Völkerwinkeln und hier, just neben dem Bedeutenden, auch erbärmliche Kleinlichkeit, Neid und was sonst Pandoras Gefäß einst unter Verschluß hielt, kennen gelernt. Bessere Menschen gibt es weder hier noch dort. Die Frage der Güte der Menschen geht vom falschen Gesichtspunkt aus; denn die Menschen sind, bis auf eine kleine Anzahl aus der Kultur vererbter Eigenschaften, hier die gleichen wie dort — die gleichen bis auf die Kulturform. Und diese muß ich im

Jahre 1920 noch mehr einen selbständigen Organismus nennen als Anno 1895. Die Kultur erscheint mir heute in ihrer großen Organität noch unabhängiger vom Menschen als damals.

Darin bestärkt mich nicht allein alles Selbsterlebte, auch die Forschungen anderer sind in der Zwischenzeit der Lehre von 1895 näher und näher gekommen, bis zuletzt Oswald Spengler in seinem bisher allein erschienenen 1. Band „Der Untergang des Abendlandes“ auf gleichem Wege zum im Prinzip gleichen Resultat gekommen ist.

Dieses Werk ist auch „Kultur- oder Völkerkunde“ im umfassenden Sinne des Wortes. Spengler hat allerdings nur den beglaubigten Teil der Geschichte auf Sinn und Wesen des Kulturorganismus hin untersucht, also jene Kulturformen, die der ablaufenden Gestaltungsperiode angehören und die ich im 14. Kapitel als monumentale bezeichne. Die Leistung Spenglers ist eine eminente, aber, infolge der Begrenzung, nach oben wie nach unten ein Torso. Immerhin konnte meiner Lehre kaum eine wesentlichere Mitarbeiterschaft erwachsen, und kaum konnte eine bemerkenswertere Bestätigung der Stichhaltigkeit jener älteren Anschauung eintreten als die seine. Auch er geht davon aus, daß „die Kulturen Lebewesen höchsten Ranges“ (S. 29) sind. Auch er sagt: „Kulturen sind Organismen“ (S. 150). Unwillkürlich ist er zu den Bezeichnungen der Lehre von 1895 gekommen. Der große Unterschied gegen damals beruht aber darin, daß Spengler die Materie intuitiv behandelt und somit auf dem Wege weitergegangen ist, den ich 1916 in dem Vortrage „Orient und Okzident“ in der Asiatischen Gesellschaft in Berlin eingeschlagen hatte. Persönlich bin ich ihm zu warmem Danke verpflichtet, da er manchen Ratschlag gab, der der Terminologie dieser Schrift zugute gekommen ist.

Was ich Spengler im einzelnen zu sagen habe, ist zumeist im 14. Kapitel zusammengefaßt.

Was nun das Spezielle anbelangt, so sei hier vor allen Dingen eines betont: die nachfolgende Arbeit ist als ein skizzenhafter Versuch aufzufassen. Es ist nahezu unmöglich, das Material, das hier zugrunde liegt, auch nur annähernd in Bälde zu veröffentlichen. Eine große Anzahl von Einzelarbeiten, die mehr oder weniger nur noch der letzten Abschleifung bedürfen, liegt im Archiv zum Austritt in die Welt bereit. Diese Arbeiten werden etwa vom Typus des kürzlich veröffentlichten „Kleinafrikanischen Grabbaues" sein, d. h. also: allen übereiligen Hypothesen fern, in ihren Einzelheiten zunächst mehr dem Spezialforscher dienen. Gerade deshalb erscheint es jedoch geboten, diesen Einzelschriften gewissermaßen als Wegweiser heute schon die vorliegende Betrachtung vorauszusenden, damit dann im Laufe der Zeit und bei dem Erscheinen der zu erwartenden Monographien jeder für das Ganze Interessierte wissen kann, wo er im allgemeinen uud im Riesenbau der Kultur für jede Einzelheit das Unterkommen zu suchen hat.

Des weiteren: Die nachfolgende Ausführung soll in keiner Weise eine Schilderung irgendwelcher Kulturen, sie soll vielmehr ein Versuch sein, den Leser sich in das Seelenhafte oder, wie ich es mit dem Hauptbegriff dieses Buches nenne, das Paideuma des Wesens der Kultur einleben, einfühlen zu lassen. Alles Folgende ist kein: „Es ist so", sondern ein: „So ist es verständlich". Mit der modernen Psychologie oder gar Physiologie hat sie nichts zu tun; sie geht ihren eigenen Weg, muß diesen gehen, um das Gröbste, oft anscheinend Unüberwindliche aus dem Wege räumen zu können.

Es ist eine anspruchslose, der „Wissenschaft" in gewissem Sinne fernstehende Arbeit. Ihre Vereinsamung kommt auch in der Sprache, die dem Gegenstande entsprechend oft nicht leicht sein kann, und in der Verwendung eigener Bezeichnungen zum Ausdruck. Vor allem sah ich mich gezwungen,

das Wort Kultur in einem speziellen Sinn und für ein spezielles Bedeutungsgebiet durch das eben genannte Wort „Paideuma“ zu ersetzen.

Der Innenaufbau geht aus vom Erlebten und sucht von da aus zum Verständnis zu führen. Wie das Ganze nur ein Auszug ist, so sind hier aus der Fülle eines reichen Lebens auch nur wenige zum Verständnis notwendige Einzelheiten geboten, zumal im 3. bis 5. und im 14. Kapitel.

I. Paideumatische Studien

2. Die andern und wir

Wer mit einiger Aufmerksamkeit die in neuerer Zeit ständig anwachsende ethnographische Literatur, zumal die der Einzelbeschreibungen primitiver Völker verfolgt hat, wird sich nicht verhehlen können, daß dieser Erscheinung irgendeine wenn auch unsichtbare Triebkraft zugrunde liegen muß. Und noch mehr. Er wird eine große Achtung vor der sich immer mehr verfeinernden Beobachtungstechnik gewinnen müssen. Heute genügen dem entsprechend Vorgebildeten wenige Monate eines Aufenthaltes, um ein Volk eingehender zu schildern, als in alten Zeiten jahrzehntelanges Studium das ermöglichen konnte. Diese neue monographische Schilderungsweise berücksichtigt von vornherein mit dem Ziel möglichster Vollständigkeit alle Einzelheiten des Völkerlebens, so des Handwerkes, des sozialen Daseins, der religiösen Anschauungen und Sitten. Ein solches umfangreiches, oft mehrere Bände umfassendes Werk schildert zuweilen jede Kleinigkeit bis in die zartesten Gegenstände hinein, so daß ein äußeres Bild des Volks- und Einzellebens gegeben ist, ein Bild, das photographischer Wahrheit nahekommt. Als Beispiel nenne ich Südseepublikationen der letzten Zeit.

Im allgemeinen könnte unsere Zeit mit diesem Zustand der Dinge wohl zufrieden sein; denn wenn die im rasenden Tempo um sich greifende europäische Kulturform auch alle fremden, meistenteils „primitiveren" Kulturformen oder Volkskulturen zerstört, so ist doch durch die ethnographische Monographienliteratur ein Material gesammelt, das man als einen unvergänglichen Schatz kulturgeschichtlicher Dokumente bezeichnen darf.

Immerhin scheint mir die Frage an der Zeit, inwieweit diese Masse von Kenntnissen auch den Ansprüchen einer

künftigen Zeit genügen wird. Hierzu muß vor allen Dingen einmal bemerkt werden, daß wir aus alten Zeiten, die noch nicht über derartige Einzelkenntnisse in Dingen der Kultur verfügten, verschiedene Monographien besitzen, die, wenn auch noch so kurz, noch so unbeholfen und schwerfällig, doch das Seelenhafte, also das Paideuma der Völker eindringlicher und tiefer zum Ausdruck bringen, als gar manche der neueren, filigranartigen, durch Einzelzüge verblüffenden Schilderungen, die nicht selten lediglich durch Technik glänzen, die aber das Bild des Volkes und der Volkskultur nicht geben, weil sie uns das Ganze als ein Lebloses, statt der Seele die Außenseite und Oberfläche schildern.

Den aufmerksamen Beobachter muß es aber noch mehr stutzig machen, daß die romanischen Völker für diese Arbeit eine andere Technik verwenden als die germanischen. Bei den romanischen Völkern, zumal den Franzosen, tritt mehr und mehr das soziale Problem in den Vordergrund, bei den germanischen die Tendenz zu historisch deskriptiver Schilderung. Dieser Unterschied muß Aufmerksamkeit erregen, weil er der Arbeits- und Denkweise eines materialistischen Jahrhunderts entspricht. Das sollte uns um so nachdenklicher stimmen, als diese materialistische Periode ihrem Ende nahe ist und jetzt schon beginnt, mit Betonung des Intuitiven einer neuen Weltanschauung Platz zu machen, d. h. die Kulturkunde, Ethnologie, Anthropologie oder wie sie sich dann nennen mag, wird in Zukunft, ausgerüstet mit den in der naturwissenschaftlichen Periode gewonnenen Erkenntnissen als Hilfsmittel, dort wieder beginnen, wo Kant vor hundertfünfzig Jahren mit seiner Auffassung der Anthropologie aufgehört hat.

Meine Frage ist demnach: wie wird die Zukunft sich zu dieser ethnographischen Monographienliteratur stellen? Was wird sie an ihr vermissen? Welche Seite des Kulturlebens wird ihr überhaupt wesentlich sein?

Fast jede der wirklich umfassenden neuen Monographien geht von der Beschreibung der materiellen Kultur aus und endet mit der der geistigen. Sie schildert und gibt gemeiniglich wieder Beschreibungen von Kleidern, Hütten und Waffen, von Staatsformen, Rechtssitten, von Anschauungen, Mythen und Legenden. Wir hören von Zauberformeln und Aberglauben, von Zeremonien und allerhand Kulthandlungen. Wir sehen das Bemühen, Eigenart in charakteristischen Zügen zu zeichnen. Dann und wann spielt die Schilderung priesterlicher Betrügereien hinein, damit aber erschöpft sich im allgemeinen die Arbeit.

Diese z. T. ausgezeichneten Beschreibungen geben also ein Bild fremden Kulturlebens, so, wie es uns erscheint. Aber daran, daß das französische Bild von dem deutschen abweicht, läßt sich schon erkennen, daß beide im Grunde subjektiv, ja in manchen Teilen durch die einseitige Einstellung sogar verzerrt sind. Noch bedenklicher wird aber jeder gestimmt werden, der das eigentliche Wesen, die Seele fremder Kulturen in diesen Monographien sucht. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich schon hinter der Handhabung der einfachsten Waffe ein seelischer Vorgang abspielt; daß die Kleidung, auch außerhalb des Schamgefühles, Ausdruck geistiger Regung ist, beweist die Tatsache, daß ahnende Forscher dem üblichen „Schamgefühl“ neuerdings „Verlagerungen des Schamgefühls“ zur Seite gestellt haben; die im hohen Sinne symbolische Bedeutung der Gestalt von Hütte und Haus wird klar, sobald man die Beziehung der einfachsten Bauformen zu anderen Formen des kulturellen Auf- und Abstieges untersucht; jeder, der unsere Zeit von einem anderen Standpunkt als vom politischen aus betrachtet, muß erkennen, daß der Staat auch ein Symbol ist, das sich dem Einfluß unseres utilitarischen Wollens oft genug entzieht.

Dies sind nur wenige Beispiele, aber sie zeigen, daß Kulturbildung ein seelisches Erzeugen ist, das sich — und das

ist das Wesentliche, das, was die Schilderungsweise unserer Monographienliteratur kaum erfassen kann —, an sich dem Auge zwar entzieht, aber in den Gebilden des materiellen Lebens deutlicher zum Ausdruck kommt als im bewußten Geistesleben. Und zwar ist unser Gefühl einer fremden Kultur gegenüber freier und feiner als der eignen, deren Ausdruck wir selbst sind. Das gilt zumal von den sogenannten Primitiven. Auf Schritt und Tritt begegnet der Forscher nicht nur ihm fremdartigen Ausdrucksformen des inneren Lebens, sondern auch einem uns „Höheren" nicht mehr bekannten Reichtum an Spielarten. Der Sehende gewahrt sehr bald, wie dicht dort noch alles zutage liegt, was bei uns nicht nur durch Gewohnheit, sondern auch durch massenhaftes Wissen und durch krankhaftes Nur-Anerkennen von „Tatsachen" überdeckt oder verschüttet ist.

Alle jene Fragen, die gerade jetzt unser Volk, ja uns Abendländer insgesamt erregen und die in Europa mühsam am untauglichen Objekt — am untauglichsten, nämlich an uns selbst —, mittelst unserer Sprache und mit unserem materiellen Werkzeug geprüft werden, alle jene Fragen, über die Aktenbündel, ganze Bibliotheken und täglich Tausende von Zeitungsberichten geschrieben werden, sie alle können von jedem, der Augen hat zum Erkennen, Ohren zum Erlauschen und Fingerspitzen zu wirklichem Fühlen dort unten, da drüben bei jenen Primitiven täglich, stündlich beantwortet werden.

Wie das gemeint ist, möchte ich in den nachfolgenden Blättern an drei Beispielen zeigen. Es handelt sich um die Antwort auf die Fragen: erstens, wie dichtet ein Volk; zweitens, auf welcher Fläche lebt die Schöpfungskraft einer Kultur; drittens, was bedeutet Wissen in einer Kultur. Die erste Frage ist gleichbedeutend mit dem Problem paideumatischer Produktivität und leitet damit das 7. Kapitel über das Dämonische ein. Indem zum zweiten die Lebensform des

Paideuma erörtert wird, ergibt sich die Vorbereitung zum Kapitel 12 über den Seelenraum. Das Wissen einer Kultur der „Schöpfungsperiode“ führt zu den Gedanken des 14. Kapitels, zu dem Problem der Kulturperioden.

3. Dichten

Als wesentliches Ergebnis der im Jahre 1894 abgeschlossenen Arbeiten über die Mythologie („Zeitalter des Sonnengottes“) blieb mir die Frage: Wie entstehen Fabeln, Mythen, Dichtungen?

Wir hochmütigen Söhne des mechanistischen Nordens machen uns die Antwort meist nur allzu bequem. Wir nehmen einfach die „Phantasie“ in Anspruch und füllen derart, wie so häufig, die Lücke unserer Kenntnis mit einem Worte, mit leerem Schall. Typisch ist jenes kleine Erlebnis, das ich in den „Schwarzen Seelen“ (S. 5 ff.) geschildert habe und das hier kurz wiederholt sei: Ein alter, erfahrener Missionar leugnete bei meinem Eintreffen in seinem Arbeitsfeld das Vorhandensein wertvoller Volkserzählungen in seiner Umgebung. Als ich ihm nach mehrwöchigem Aufenthalt einige gute, dort gesammelte Sachen vorlas, rief er aus tiefer Verblüffung heraus: „Das haben die Kerle Ihnen einfach vorgelogen.“ In der darauffolgenden Unterhaltung gab der alte Herr dann allerdings zu, daß Europäer und zwar sowohl Bauern wie Städter, nicht imstande gewesen wären, einen solchen Reichtum wohlgegliederter Erzählungen in so kurzer Zeit zu „erfinden“. Ferner mußte er notgedrungen einräumen, daß die eigentlichen Mythen der Eingeborenen, ihrer engen Erfahrungswelt entsprechend, außerordentlich ärmlich an Formen und an Sinn seien, so daß also die „Phantasie“ auch hier sich nicht recht nachweisen lasse. Blieb also auch zuletzt für ihn, den Alterfahrenen, nur noch die Möglichkeit, zuzugeben, daß

hier ein Grundstock von Überlieferungen aus fernen Zeiten und Gebieten vorliege."

Die echten Fabeln, Mythologien, Märchen tauchen als Vollendete, als Erbgut aus alter Zeit empor. Andersen und Hauff sind Dichter, und ihre „Märchen" haben mit jenen Volksfabuleien weiter nichts gemeinsam als sinnliche Fläche und Außenform des Wortes. Niemals mehr wird irgend jemand von uns imstande sein, ein Märchen jener Art zu erfinden, wie es wohl noch vor einem Jahrhundert jede bäuerliche Großmutter atemlos lauschenden Kindern erzählen konnte, und — noch mehr — unsere Kinder selbst erleben nicht einmal mehr den tiefen Geist dieser atemlosen Spannung. Denn sie lesen die Märchen. Sie kauern nicht mehr neben dem Spinnrade einer selbst vom Märchenzauber ergriffenen Alten, und wenn eine liebe Tante oder ein guter Onkel ihnen Märchen erzählen, so tun sie es nebenbei und sprechen von etwas, was abseits ihres Lebensinteresses just noch gedächtnismäßig erhalten ist; das sind dann Märchen, die bei den Menschen unserer Tage neben allerhand anderm Wissen aus Zeitungen und modernen Büchern zur „Zerstreuung" dienen. Ich spreche hier aus eigenster Erfahrung; denn ich hatte in meiner Kindheit noch eine „Olsche", zu deren Füßen hockend ich im Dämmerlicht miterlebte, was sie, die gute Alte, noch mit dämonischer Zauberkraft erfüllte. Und es ist eine kümmerliche Erkenntnis, daß ich selbst trotzdem nicht mehr Gleiches weitergeben kann. Was die Brüder Grimm von ihrer berühmten „Olschen" hörten, besitzen wir eigentlich gar nicht. Wir lesen die Märchen vor. Ja, wir können nicht einmal mehr „erzählen". Wir gehen in „literarische Vorträge". Der Vortrag ist an die Stelle der Erzählung getreten. Eine lebendige Zauberwelt ist vergangen, eine Welt, die doch auch nur wieder ein Mit- und Nacherleben übernommenen Altvätergutes war. Wir ahnen gerade noch den Zauber jener Erlebnisse, die wie Schatten am Horizonte vorübergeglitten sind.

Die Periode dieses Nacherlebenkönnens ist vorbei. Wie, so frage ich nun, muß der fabelhafte Schöpfungsrausch der Entstehungsperiode gewesen sein?!

Das Aussterben der lebendigen Märchenwelt habe ich also daheim selbst noch miterlebt. Die Geburtszeiten sollten nunmehr in Afrika aufgesucht werden. Ich trat die erste Reise an, erfüllt von großen Hoffnungen. Mit Sorgfalt ward ein Gebiet ausgewählt, in dem die verschiedenen Völkertypen dicht nebeneinander lebten. Der Anfang war recht enttäuschend. Die rauhen, kannibalischen Stämme am Kuilu (westl. Kassai) lebten im Zeichen ständiger Fehde Dorf gegen Dorf. Ihre gesamten geistigen Interessen gruppierten sich um Milonga (Rechtsstreitigkeiten) und Zaubermittel. Alte Leute gab es kaum. Jeder, dessen Haare zu ergrauen begannen, wurde eines frevelhaften Kannibalismus angeklagt, wurde zum Giftordal verurteilt, verfiel somit regelrecht dem Tode und — wurde verspeist. Es war klar: der Kuilu war kein Gebiet geistiger Neubildungen und demnach gelang es auch nicht, mehr als einige wenige, dazu noch schlecht erhaltene Fabelbruchstücke zu gewinnen, die als letzte dürre Blätter gerade noch Form genug besaßen, um damit ihre Herkunft zu verraten, die aber jede Spur ihrer Entstehung bereits eingebüßt hatten.

Etwa 300 Kilometer weiter im Osten (mittl. Kassai), im Grenzgebiet der düsteren, schweigsamen Bakuba und der wandernden, fröhlichen Baluba waren günstigere Verhältnisse; zumal diese handelslustigen Baluba vermochten allerhand recht gut erhaltene Stücke zu erzählen. Da mit Belohnungen nicht gekargt wurde, verbreitete sich die Nachricht von dem angenehmen Geschäfte, das mit Märchenerzählen zu machen sei, alsbald im Lande und zog allerhand fabelkundiges Volk zusammen. („Im Schatten des Kongostaates“ S. 97.) Hier trat nun Wesentliches über die Urform des Dichtens hervor: Tier-

fabeln wurden auch bei Tage erzählt, Märchen dagegen lieber im Dämmerlicht oder am glimmenden Herd- und Lagerfeuer. Der Stoff selbst, wenn echt, wurde wörtlich nach der Überlieferung wiedergegeben, und wenn ein Erzähler irgendwelche neuen, d. h. falschen Worte setzte, so geschah es häufig, daß Umsitzende ihn verbesserten. Das Wörtliche spielte also eine bedeutsame Rolle. Noch wichtiger waren aber die Geste und die Betonung. Guten Erzählern war die „szenische Wiedergabe" bedeutungsvoller als das eigentlich Ausgesprochene. Das Wichtige dieser Zweiseitigkeit wurde besonders klar, als ich eines Tages einen soeben empfangenen Bericht wiederholte und der Erzähler rundweg erklärte, solches nicht erzählt zu haben. Eine eingehende Nachprüfung ergab, daß der Sinn des Szenenmäßigen (also der Geste und der Betonung im Vortrage) ein wesentlich anderer war, als der der einfachen Worte an sich. Schon damals lernte ich, daß eine wörtliche Übersetzung dem Bedeutungswert der Originale nicht entspricht. Es fehlt ihr das Lebendige, die Seele. Deshalb sind wörtliche Aufzeichnungen solcher Dichtungen in der Originalsprache wohl von einem großen linguistischen Werte, bedeutungsvoll auch für das Studium des Motivgehaltes und wörtliche Übersetzungen von einem für Stoff und Form entwicklungsgeschichtlichen Werte; beide entbehren aber der paideumatischen Bedeutung in Sinne dieses Buches. Wörtliche Übersetzungen verhalten sich zur Dichtung selbst in einem Sinne, der uns Europäern längst abhanden gekommen ist, fast wie ein Notenblatt zum wirklichen Liede. Da also der eigentlich lebendige paideumatische Wert einer Dichtung durch wörtliche Übersetzung zerstört wird, so ist für deren Wiedergabe und Erhaltung eine andere Art der Mitteilung nötig, die am besten mit einer seelischen Wiedergeburt verglichen werden kann. Dieser Vorgang beruht im Erlebnis des Vortragenden, fordert vom Hörer und also Zuschauer eine Intuition und drückt die Bedeutung des

Wortgebrauchs an sich (Sprache) auf die eines automatisch verwerteten Hilfsmittels herab.

Einer der Missionare des Luluaburgbezirkes bemühte sich, den Kindern so nebenbei die französische Sprache zu lehren. Er hatte hierzu einige französisch geschriebene Fabeln des Äsop in die Balubasprache übersetzt und ließ die Kinder an der Hand dieser Niederschriften erst die balubische, dann die französische Version auswendig lernen. Nun sind einige dieser Äsopfabeln denen der Baluba sehr ähnlich. Man sollte bei der diesen Stämmen angeborenen Erzählerlust annehmen, daß dieser doch den Leuten so recht verständliche Stoff sich ohne weiteres unter das alte Märchengut gemischt hätte. Aber nichts davon! Eine ganze Reihe von Leuten kannten diese „Mukanda na M'Putu" (Bezeichnung für europäische Schriftstücke). Mehrere Male hatte ich Gelegenheit, das große Interesse, das diese „Mukanda" hervorgerufen hatten, festzustellen. Als einige kluge Leutchen nun aber eines Tages befragt wurden, ob sie unsere europäischen Tuschimuni (Erzählungen) nicht auch so schön fänden, wie ihre eigenen, fragten sie ganz erstaunt, ob wir in Europa denn auch Tuschimuni hätten? Beim Hinweis auf die äsopischen Fabeln (ihre Mukanda) lachten sie: Das seien doch keine Tuschimuni, das seien Mukandasachen. Nunmehr, nach dem Unterschiede der eigenen Erzählungen befragt, brachten sie folgende herrliche Antwort zum Vorschein:

„In den Tuschimuni leben Gabuluku (kleine Antilope, die dort die Rolle unseres Reinecke Fuchs spielt), Ngulu (Wildschwein), Kaschiama (Leopard). Wenn Tuschimuni erzählt werden, sprechen Gabuluku, Ngulu und Kaschiama. In den Mukandasachen wird dagegen nur gesagt, was sie einmal getan haben, was früher einmal mit ihnen war. Tuschimuni sind alle Tage, sie sind gestern, heute, morgen; Mukandasachen sind dagegen einmal gewesen, Mukandasachen sind tot." Einer der Baluba zeigte auf einen vor der Hütte

liegenden Elefantenschädel und sagte: „Der Nsevu (Elefant) da ist tot. Er lebt nicht mehr. Er kann nicht mehr leben. So sind Mukandasachen. Die Tuschimuni aber sind so lebendig, wie die Nsevu, die jede Nacht nach Galikoko kommen und jede Nacht dort die Manjokfelder abfressen. Mukandasachen sind tote Knochen. Tuschimuni sind lebendiges Fleisch."

Der schroffe Gegensatz, den diese schlichten, aber so außerordentlich zum Erleben fähigen Eingebornen hier feststellten, ist von hoher Bedeutung. Der gute Baluba hat mit seinen Worten den Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Überlieferung so glänzend erkannt und beschrieben, daß ich es nicht besser könnte.

Schrift und Wissen gehören im Sinne dieses Buches zur Welt der Tatsachen, die mit dem lebendigen Vererben und mit dem Erleben nichts zu tun haben. Ein Musiker dagegen, der eine Beethovensche Sonate vorträgt, versenkt sich in genau die gleiche Welt des Dämonischen, wie das alte bäuerliche Mütterchen, das den Kindern ein Märchen erzählt.

Diese eine Erfahrung lehrt also, daß jene oft so wenig beachteten Afrikaner dem dämonisch-intuitiven Begreifen der paideumatischen Grundlage näherstehen als wir Menschen einer vom Intellekt beherrschten Zivilisation, denen diese Grundlagen durch Unmassen objektiver und also seelenloser Tatsachen verschüttet sind.

Solche Beobachtungen führen dem eigentlichen Wesen der Fabelbildung wohl näher, ohne aber zunächst ihre tiefsten Wurzeln sichtbar werden zu lassen. Vielmehr stellte sich nun eine Schwierigkeit ein, eine eigentümliche Variabilität in der Komposition vieler Märchen, Fabeln und Legenden. Ich bemerkte, daß bestimmte Teile und Motivfolgen bald in diesem, bald in jenem Zusammenhang erschienen. Ja, es war zuletzt möglich, ganze Geschichten als eine Art Mosaikarbeit von lauter aus verschiedenen Erzählungen übernommenen Einzel-

teilen zu erkennen. Ähnliche Beispiele bieten auch die deutschen Märchen; nie erscheinen sie aber gelesen so typisch, wie erzählt. In späteren Jahren machte ich in Nord- und Ostafrika gleiche Beobachtungen. Die komponierte Mosaikfabel entbehrt des organischen Lebens. Es ist also auch schon in der primitiven Erzählerkunst sowohl eine organische, als eine anorganisch gewordene Schicht nachweisbar.

Damals führte der weitere Weg mich wieder nach Osten. Das Gebiet der Benalulua, von denen im 14. Kapitel mehr erzählt wird, ward erreicht. Wir lagerten eines Tages in Kapulumba. Nach dem Abendessen rief ich einen Jungen. Kein Junge war da. Ich ging in das nahe Dorf der Baqua Tembo; dort war alle Welt vor einem Hause versammelt. Auch unsere Leute waren darunter. Ich fragte, was es gäbe. Ja, da wäre ein junger Mann gestorben, der sei der letzte Sohn des alten Kabamba gewesen. Der alte Kabamba sei nun ganz unglücklich. Der alte Kabamba „sage“ seinen Schmerz. Ich trat möglichst ungesehen zwischen den Hütten näher. Ein alter Mann saß neben der Leiche; es war der alte Kabamba. Alles schwieg. Nur der Alte schrie laut unter Tränen. Er schrie von sich und seinem Verlust. Er sagte nicht „ich“, er sprach von „Kabamba“. Das Leid, das er erfahren hatte, kam in einer tieftraurigen Klage zum Ausdruck. Diese Klage wiederholte er immer wieder. Hier nun die Wiedergabe:

Die Frage nach den Toten

„Kabamba, ein Mann, hatte zehn Kinder. Alle zehn Kinder starben. Kabamba klagte alle Tage: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Kakaschi Kakullu hörte es. Kakaschi Kakullu fragte: „Was willst du?“ Kabamba sagte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Kakaschi Kakullu sagte: „Geh in die Mitte der Straße, dann kannst du es erfahren.“

Kabamba ging aus dem Dorfe in die Mitte der Straße.

Er hörte einen Mann kommen. Es war der Abend. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der Abend sagte: „Ich bin der Abend.“ Er ging vorüber.

Kabamba sah einen Mann kommen. Es war die Plauderstunde. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Die Plauderstunde sagte: „Ich bin die Plauderstunde.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der feste Schlaf. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der feste Schlaf sagte: „Ich bin der feste Schlaf.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Er war der unruhige Schlaf. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der unruhige Schlaf sagte: „Ich bin der unruhige Schlaf.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war die Morgendämmerung. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Die Morgendämmerung sagte: „Ich bin die Morgendämmerung.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der Morgen. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der Morgen sagte: „Ich bin der Morgen.“ Er ging vorüber.

Kabamba ging in sein Dorf zurück. Er sagte zu Kakaschi Kakullu: „Ich habe sie alle gefragt: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ — und keiner hat mir eine Antwort gegeben.“ Kakaschi Kakullu sagte: „Das ist deine Schuld. Denn wenn du Antwort auf deine Frage haben willst, so mußt du die Leute packen und festhalten. Sonst antwortet dir niemand, wenn du fragst: Ich zeugte zehn Kinder, meine zehn Kinder starben, wo sind meine zehn Kinder? — Siehe, es geht alles vorüber wie der Abend, die Plauderstunde, der feste Schlaf, der unruhige Schlaf, die Morgendämmerung, der Morgen. Deine Kinder sind auch vorübergegangen.“

Im Gebiet der gleichen Bena Lulua traf ich eines Tages eine alte Frau, die sammelte im Busch Früchte. Die Leute sagten von ihr: „Gulauka kakesse“ (sie ist ein wenig irrsinnig). „Wie so das?“ „Die Frau soll es selbst erzählen.“ Sie wurde gerufen und erzählte die kurze Geschichte, die ich nachfolgend wiedergebe.

Nähere Erkundigungen ergaben, daß diese Alte vor noch nicht langer Zeit an dem Tage, an dem ihre letzte Hoffnung, mit einem alten Manne zusammen ihr Lebensende gemeinsam zu verbringen, durch häßliche Redereien zerstört wurde, in Klagen ausgebrochen wäre, daß sie an diesem Tage zum erstenmal die nachfolgende Geschichte erzählt hätte, daß sie aber dann beim ständigen Wiederholen dieser Erzählung um ihren Verstand gekommen sei. Die nachfolgend wiedergegebene Erzählung selbst verbreitete sich sehr schnell und als ich einige Monate später von Osten her mich wieder dem Kasai näherte, war sie dort schon in aller Mund.

Die Erzählung lautet:

Das Klatschgespenst

Eine Frau suchte in der Ebene Heuschrecken. Sie war auf einem Auge blind und hatte keine Zähne. Es war eine alte Frau. Ein Mann kam über die Ebene. Er hatte ein Glied, aber kein Skrotum. Der Mann sagte zu der Frau: „Wo gehst du hin?“ Die Frau sagte: „Ich gehe in mein Dorf diesseits. Wo gehst du hin?“ Der Mann sagte: „Ich gehe in mein Dorf jenseits.“ Sie gingen ein Stück über die Ebene. Sie kamen an einen großen Baum. Der Mann sagte: „Ich möchte dich heiraten.“ Die Frau sagte: „Es ist mir recht.“ Der Mann sagte: „Dann wollen wir morgen mittag hier wieder zusammenkommen. Was bringst du mit?“ Die Frau sagte: „Es ist gut. Wir wollen morgen mittag wieder unter diesem Baume zusammenkommen. Ich bringe Mehlbrei und Fleisch mit.“ Der Mann sagte: „Es ist gut, und

ich bringe zwei Kalebassen mit Palmwein mit.“ Sie gingen auseinander.

Am andern Tage wollten der Mann und die Frau sich auf den Weg machen. Ein Klatschgespenst ging um. Das Klatschgespenst ging zu dem Manne und sagte: „Die Frau hat gesagt, sie wolle dich doch nicht heiraten, weil du kein Skrotum hast.“ Der Mann ging nicht zu dem Baume in der Ebene. Er blieb zu Hause. Das Klatschgespenst ging zu der Frau und sagte: „Der Mann hat gesagt, er wolle dich nicht heiraten, weil du keine Zähne hast und nur ein Auge.“ Die Frau ging nicht zu dem Baume in der Ebene.

Beide blieben zu Hause. Sie heirateten sich nicht, weil ein Klatschgespenst umging.

Unter den mit Bena Lulua stark gemischten östlichen Bakuba habe ich hauptsächlich Stammessagen aufgezeichnet. In diesen spielte ein Zwist, der sich zwischen zwei Familien ausgetobt hatte, eine große Rolle. Der Streit hatte begonnen mit einem Anspruch auf ein Jagdrecht; er hatte geendet mit dem Abbruch aller Beziehungen zwischen zwei Dörfern, so daß der sie verbindende Weg zuletzt vollkommen verwachsen war. Nun erzählten die Leute, es gäbe dazu auch eine „Tuschimuni“. Die Erzählung wurde vorgetragen und lautete folgendermaßen:

Der gefangene Weg

Der Vater und der Sohn gingen in den Wald, um Fallen zu stellen. Sie kamen über einen Weg, den viele Menschen gegangen sein mußten. Der Sohn sagte: „Ich will hier meine Fallen stellen.“ Der Vater sagte: „Laß, das ist ein Weg der Menschen.“ Der Sohn sagte: „Ich tue es doch.“ Der Sohn setzte seine Falle an diesen Ort. Am andern Tage fand der Sohn den Bruder seiner Mutter in der Falle. Er rief: „Mein Vater! Ein Tier!“ Der Vater rief: „Was für ein Tier?“ Der

Sohn sagte: „Der Bruder meiner Mutter!“ Der Vater sagte: „Ich habe es dir ja gesagt. Nun laß den Bruder deiner Mutter frei und stelle deine Falle nicht wieder dort auf!“

Der Sohn hörte nicht. Er stellte seine Falle wieder dort auf. Am andern Tage hatte er den Vater seines Vaters, am dritten Tage seine Mutter in der Falle.

Am fünften Tage hatte der Sohn den Weg selbst gefangen. Der Vater sagte: „Laß ihn laufen! Wenn du ihn nicht laufen läßt, finden wir nicht in das Dorf zurück.“ Der Sohn hörte nicht. Er nahm den Weg, rollte ihn zusammen und steckte ihn in den Sack. Den Sack nahm er auf den Rücken. Als er aber mit dem Vater nun weitergehen wollte, konnten sie nichts sehen als Büsche. Sie fanden das Dorf nicht wieder. Endlich warf der Sohn die Last auf die Erde. Sofort sprang der Weg auf und lief in das Dorf. Sohn und Vater liefen hinterher. Im Dorfe erwischte der Sohn den Weg. Die Leute sagten: „Jetzt gehört der Weg dem Sohne, denn er hat ihn gefangen.“ Der Sohn sagte: „Es ist gut. Das ist mein Weg und niemand darf ihn gehen!“ — Darauf ging niemand den Weg und der Weg ward ganz traurig und starb endlich.

In diesen Ländern wurden damals Erzählungen gesammelt und untersucht bei: Kuilustämmen, Bakuba, Baluba, Bena Ki, Kalebue, Wakussu, Malela, Bena Mai, Bapende, Kanioka und Bena Lulua.

Bei allen Stämmen waren ganz bestimmte Fabeln und Märchen heimisch. Überall jedoch waren sie ererbtes Altgut. Nur die Benalulua und Stämme, die mit ihnen gemischt waren, äußerten immer wieder die Fähigkeit, ja das Bedürfnis, Neues zu schaffen. Alle Neuschöpfungen zeigten dabei den gleichen Ursprung. Sie waren spontan nach irgendeinem Erlebnis aufgetaucht, nicht aber etwa als eigentlich bewußte Dichtung und gewollte Schöpfung, also als Willensakt, sondern als ungesuchter Ausdruck eines organischen Seelen-

lebens, das nur dann in solche Formen sich auskristallisierte, wenn bestimmte Vorgänge den direkten Anstoß, sich zu äußern, gegeben hatten.

Ich lebte unter den Bena Lulua ständig unter dem Eindruck reich fließenden inneren Lebens, das zunächst allerdings nur Gefühl war, das aber stets sichtbare Formen annahm, sobald eine bestimmte Erregung nach gestaltetem Ausdruck verlangte. Wenn also die einzelne Dichtung des Einzelnen auch dem einzelnen Vorgang folgte, so war, alles in allem genommen, die Fähigkeit zu dichten doch eine solche des Volkes — und zwar nur dieses einen einzigen Volkes —, während sie allen andern Völkern fehlte.

4. Erleben

Das Problem, welche Kräfte es eigentlich in letzter Linie sind, die die historische Entwicklung einer Volkskultur bedingen, tritt heute wieder mit seiner ganzen Großartigkeit in den Vordergrund. Daraus folgt die weitere Frage nach dem Unterschiede der einander entsprechenden Kulturformen verschiedener Völker. Es sei mir gestattet, ein Beispiel solcher Verschiedenheit der Schicksale und also auch der Kulturformen hier anzuführen, ein Beispiel, das geeignet erscheint, wenigstens anzudeuten, in welcher Richtung Antworten auf so tiefgründige Fragen gefunden werden können, zumal auf die, in welcher Tiefe die grundlegende Eigenart der Kultur und das Phänomen ihrer Geschichte schlummern.

Im westlichen Sudan, das heißt in dem Gebiet zwischen dem Unterlauf des Niger und dem des Senegal, sind drei verschiedene Arten von Völkern heimisch: Erstens die sogenannten primitiven Äthiopen (siehe nächstes Kapitel), das sind nackte, in abgeschlossenen Weilern sippenweise hausende

Stämmchen; zweitens die Gurmavölker, die, zu Feudalstaaten gruppiert, im Osten die Primitiven beherrschen; drittens die Mande oder Madingo, die als Restvölker des mittelalterlichen Kaiserreiches Mali die in ihrem Gebiete ursprünglich heimischen Stämmchen aufgesogen haben und mit eigenartiger Kastengliederung in kleinen burgartigen Städten und darum liegenden Farmweilern die Hauptbewohner nach Westen hin sind.

Die primitiven Äthiopen sind überall im Verschwinden begriffen, und zwar sterben sie im Gebiete der feudalen Gurma infolge Versklavung und Zerstörung ihrer wirtschaftlichen Bedingungen aus, während sie unter den kastenmäßig gegliederten Mande als Hörige aufgehen. Ihre Kultur wird also bei den Gurma zerstört, bei den Mande aufgesogen. Gleichzeitig ist aber wahrzunehmen, daß die auf Machtpolitik beruhende Staats- und Kulturkraft der Gurma zerfällt, wogegen die Mande durch Aufnahme der Primitiven teils sich mehren, teils auch in einem stetigen Weitersickern, also in einer großzügigen Kolonialpolitik, weitere Kultur- und Machtausdehnung gewinnen. Diese Politik ist derart stetig, daß die Mande ohne das Dazwischentreten der die Eingebornenkultur zersetzenden europäischen Kolonisatoren in verhältnismäßig kurzer Zeit ohne Zweifel eine vollkommene Mandesierung nicht nur des westlichen, sondern auch des zentralen Sudans hervorgerufen hätten. Dieser Prozeß der Mandesierung geht im allgemeinen sehr leise und kaum merklich, jedenfalls ohne aufsehenerregende Ereignisse, in friedlicher Weise vor sich. Als Handelsleute und Gewerbetreibende ziehen und wandern meist einige wenige zu unberührten Primitiven aus; ohne Aufdringlichkeit siedeln sie sich unter ihnen an, gehen ihnen alsbald mit Rat und Tat zur Hand und führen derart unmerklich ihre heimische Ordnung und Industrie ein; den bis dahin beziehungslos Gewesenen bringen sie auf diese Weise Verkehr, Produktion und Absatz.

Es ist ein durchaus großzügiges und in vieler Hinsicht erstaunliches Kulturwerk, das die Mande so vollbringen.

Hierzu sind sie nur imstande, weil sie volksmäßig mit einer glänzenden Organisation ausgerüstet sind, die der Ausdruck eines eigenartigen Innenlebens ist. In den zentralen Mandeländern, das heißt in den Provinzen des einstigen Kaiserreiches Mali, waren und sind die Mande in fünf Kasten gegliedert. An der Spitze stehen die Horro oder Ritter. Sie hausen zumeist in den kleinen burgartigen Landstädten zusammen mit den Dialli oder Barden, die als Glieder der zweiten Kaste in melodramatisch mit Guitarrebegleitung vorgetragenen Epen die Taten ihrer Herren und deren Vorväter verkünden. In den Landweilern wohnen drittens die Ulusu oder Hörigen, das sind mandesierte Nachkommen der alten primitiven Äthiopen. Diese sind nicht nur ausgezeichnete Bauern, sondern auch sehr geschickte Weber. Sie sind gleich ihren Vorfahren an die Scholle gebannt; aber ihre Verpflichtung, für die Horro zu arbeiten, ist sehr begrenzt. Zum vierten endlich sind die Numu im Lande. Das sind kunstfertige Schmiede und gleichzeitig weise Leute, die Bewahrer der alten Bann- und Zaubergebräuche, gefürchtete Schwarzkünstler und geschätzte Handwerker, wenn auch stets kastenmäßig abgesonderte Stammesglieder. Hierzu kommen endlich fünftens die Haussklaven, die Djong.

Die Kastengliederung ist streng, bildet aber die Grundlage eines kristallklaren und gesunden Volkslebens. Die Ulusu lieben ihr Land; die Numu achten die Rasse; die Horro sind stolz, werden aber durch die Dialli und gewisse Ältestenräte zur Erfüllung sozialer Pflichten angehalten; die Sklaven sind in ihr Schicksal ergeben, können auch wohl glücklich sein, denn bis auf die Chimäre der Freiheit sind sie durchaus fähig, in den Besitz aller Güter zu gelangen, nicht zum mindesten einer segensreichen Ehe und der vertrauten Freundschaft ihrer Herren.

Dieser ausgezeichnete Zustand, dem die Franzosen das wertvollste ihrer afrikanischen Kolonialvölker verdanken, stammt aus der Zeit des berühmten mittelalterlichen Kaiserreiches Mali. Dieser Staat war aber wiederum nur der Erbe des seinerzeit noch glanzvolleren Gana, eines Reiches, das erst etwa um Christi Geburt in den am nördlichen Senegal-Nigergebiet gelegenen Ländern, so recht auf der Scheide von Sudan und Sahara, blühte. (Siehe 12. Kapitel.) Auch schon im vorchristlichen Gana muß diese Kastenordnung heimisch gewesen sein, darüber sind sich alle alten Gesänge, die ehrwürdigen Chroniken und die Weisen des Landes einig. Von da an rückwärts gehen aber die Meinungen nach zwei Richtungen auseinander.

Die Vertreter der einen Ansicht sind die islamitischen Priester und die maurischen Stämme der Sahel nördlich des Senegal. Sie sagen, daß diese Kulturform von Mohammed stamme. Es ist aber natürlich nicht schwer, ihnen nachzuweisen, daß das Reich Gana schon lange vor den Zeiten Mohammeds bestanden hat. Derart in die Enge getrieben, behaupten sie dann, daß südarabische Stämme, die schon viele Jahrhunderte vor der Hedjra aus ihrer Heimat nach Afrika ausgewandert seien, sowohl ihre eigenen Altvordern als die Kulturgründer Ganas gewesen wären.

Die Meinung der anderen geht dahin, daß das fremde Volk der Gara (auch Garanke, Garassa oder Garama genannt) die Gründer Ganas gewesen sei, ein großes Kulturvolk der Urzeit, von dem man nur wisse, daß es schon lange vor der Zeit der Fulbe aus der nordöstlichen Sahara (in der man noch heute ihre Gräber nach Steinperlen und allerhand Kupferwerk durchwühlt) gekommen und in Faraka (das Mesopotamien Afrikas, zwischen dem oberen Niger und dem Bani gelegen) ansässig geworden sei. Diese Gara sollen schon vor der Zeit des berühmten mythischen Wagadu ihre Hauptstadt Wagana (?) nordöstlich des Niger gegründet haben.

Diese Gara gelten solcher Anschauung nach als Helden und Ritter, als Kulturträger in jedem Sinne des Wortes, als Gründer des Reiches Gana und als Ahnherren des gleichnamigen, hochberühmten Geschlechtes; ihnen werden die mächtigen, pyramidenartigen Grabhügel zugeschrieben, die an vielen Stellen ihre gewaltigen roten Häupter über den gelben Sand und die grüne Steppe gen Himmel strecken. Von ihnen sollen auch mehrere „Heldenbücher" und eine große Anzahl von Heldenepen stammen, von denen ich viele einsammeln und einige im „Schwarzen Dekameron" veröffentlichen konnte. Ja, sie gelten als diejenigen, die überhaupt Bardensang und Heldenepos erfunden haben.

Entscheidend für die Frage, welche von diesen Ansichten über die Urheber der Ganakultur Recht hat, ist es: ob, wo und bei wem heute noch dieser Geist nachzuweisen ist, der allein mit der Tatsache der epigonenhaften, kastenmäßigen Mandekultur in Einklang gebracht werden kann. Wenn die Frage derart gestellt wird, so spricht schon von vornherein alles für die Richtigkeit der zweiten Ansicht, für die mir denn an jenem Julitage des Jahres 1908, an dem die Schiffe der Expedition die Stadt Njafunke am Niger berührt hatten, eine ergänzende Aufklärung zuteil wurde, die das Gewicht einer Entscheidung hatte, und die ebenso vielsagend für den alten Ganageist als auch gewichtig für manche größere Frage nach der Art ursprünglicher Kulturverwandtschaft überhaupt ist.

Wir hatten unsere Boote verlassen und den Lagerplatz am Strande bezogen. Allerhand Volk aus den umliegenden Dörfern strömte zusammen. In gewohnter Weise war der Arbeitstisch aufgeschlagen. Ich begann die Unterhaltung mit den Gästen mit der Frage nach den Namen verschiedener alter Grabmäler, die am Tage passiert waren. Eine der mächtigsten Erdpyramiden wurde als das Grab des Samba Gana bezeichnet und gleichzeitig gesagt, daß es, diesen betreffend,

einen sehr, sehr alten (— sie seien schon in der Zeit vor Wagadu gesungen —) Bardengesang gäbe. Leider war ein Dialli, der das Epos wirklich kannte, nicht aufzutreiben. Aber seinen Inhalt wußte ein ehrwürdig alter Diarra mitzuteilen. Sein Bericht lautete folgendermaßen:

Samba Gana

Annallja Tu-Bari war die Tochter eines Fürsten bei Wagana. Sie galt als überaus klug und schön. Viele Horro kamen in ihre Stadt und warben um sie. Aber Annallja forderte von jedem eine Leistung, die keiner zu beginnen wagte. Annalljas Vater hatte nur diese eine Stadt gehabt, aber viele Farmorte. Eines Tages war er mit dem Fürsten (der Erzähler verwendet hier das interessante Wort Amil) einer Nachbarstadt um den Besitz eines Farmdorfes in Streit geraten; Annalljas Vater war im Kampfe unterlegen, er hatte den Ort eingebüßt; das ertrug sein Stolz nicht; er starb darüber. Annallja erbte die Stadt und das Land; sie forderte aber nun von jedem Horro, der ihre Hand begehrte, daß er nicht nur das verlorene Farmdorf zurückerobere, sondern dazu noch achtzig Städte und Orte rund um ihr Gebiet. Jahre vergingen. Niemand wagte den Beginn so umfangreicher kriegerischer Unternehmung. Jahre vergingen. Annallja blieb unverheiratet, wurde aber von Jahr zu Jahr schöner. Sie verlor jedoch allen Frohsinn. Sie wurde ständig schöner und trauriger. Und nach dem Beispiel der Fürstin verloren alle Horro, Djalli, Numu und Ulusu in Annalljas Land das Lachen.

In Faraka wohnte ein Fürst Gana, der hatte einen Sohn namens Samba Gana. Als der herangewachsen war, verließ er nach der Sitte des Landes mit zwei Dialli und zwei Supha die Stadt des Vaters, um sich ein eigenes Land zu erkämpfen. Samba Gana war jung. Sein Lehrer war der Dialli Tararafe, der ihn begleitete. Samba Gana war fröhlich. Samba Gana zog lachend von dannen. Samba Gana erklärte

dem Fürsten einer Stadt den Krieg. (Forderte ihn zum Zweikampf heraus.) Sie fochten. Alle Leute der Stadt sahen zu. Samba Gana siegte. Der unterlegene Fürst bat um sein Leben und bot ihm seine Stadt an. Samba Gana lachte und sagte: „Behalte deine Stadt. Deine Stadt ist mir nichts.“ Samba Gana zog weiter. Er bekämpfte einen Fürsten nach dem andern. Er gab stets alles Gewonnene zurück. Er sagte stets: „Behalte deine Stadt. Deine Stadt ist mir nichts.“ Zuletzt hatte Samba Gana alle Fürsten in Faraka überwunden und besaß doch selbst keine Stadt und kein Land, da er immer alles zurückgab und stets lachend weiterzog.

Eines Tages lag er mit seinem Dialli am Niger. Der Dialli Tararafe sang von Annallja Tu-Bari; er sang von Annallja Tu-Baris Schönheit und Schwermut und Einsamkeit. Tararafe sang: „Nur der wird Annallja gewinnen und sie lachen machen, der achtzig Städte erobern wird.“ Samba Gana hörte alles. Samba Gana sprang auf und rief: „Auf, ihr Supha! sattelt die Pferde! wir reiten in Annallja Tu-Baris Land!“ Samba Gana brach mit seinen Dialli und Supha auf. Sie ritten Tag und Nacht. Sie ritten einen Tag nach dem andern. Sie kamen in Annallja Tu-Baris Stadt. Samba Gana sah Annallja Tu-Bari. Er sah, daß sie schön war und nicht lachte. Samba Gana sagte: „Annallja Tu-Bari, zeige mir die achtzig Städte.“ Samba Gana brach auf. Er sagte zu Tararafe: „Bleibe du bei Annallja Tu-Bari, singe ihr, vertreibe ihr die Zeit, mache sie lachen!“ Tararafe blieb in Annallja Tu-Baris Stadt. Er sang jeden Tag von den Helden Farakas, von den Städten Farakas, von der Schlange des Issa Beer, die eigenmächtig die Flut steigen läßt, so daß die Leute in einem Jahre Überfluß an Reis haben, in andern Jahren aber hungern. Annallja Tu-Bari hörte alles.

Samba Gana zog in der Runde umher. Er kämpfte mit einem Fürsten nach dem andern. Er unterwarf alle achtzig Fürsten. Er sagte zu jedem besiegten Fürsten: „Gehe zu

Annallja Tu-Bari und sage ihr, daß deine Stadt ihr gehört.“ Alle achtzig Fürsten und viele Horros kamen zu Annallja Tu-Bari und blieben in ihrer Stadt. Annallja Tu-Baris Stadt wuchs und wuchs. Annallja Tu-Bari beherrschte alle Fürsten und Horro des weiten Landes um ihre Stadt.

Samba Gana kehrte zu Annallja Tu-Bari zurück. Er sagte: „Annallja Tu-Bari, nun ist alles, was du besitzen wolltest, dein!“ Annallja Tu-Bari sagte: „Du hast die Arbeit verrichtet. Nun nimm mich.“ Samba Gana sagte: „Weshalb lachst du nicht? Ich heirate dich erst, wenn du wieder lachst.“ Annallja Tu-Bari sagte: „Früher konnte ich vor Schmerz über die Schande meines Vaters nicht lachen. Jetzt kann ich nicht lachen, weil ich hungrig bin.“ Samba Gana sagte: „Wie kann ich deinen Hunger stillen?“ Annallja Tu-Bari sagte: „Bezwinge die Schlange im Issa Beer, die in einem Jahr Überfluß, im andern aber Not beschert.“ Samba Gana sagte: „Solches hat noch kein Mensch vermocht. Ich werde das Unternehmen beenden.“ Samba Gana zog fort.

Samba Gana zog nach Faraka und suchte die Schlange des Issa Beer. Er zog weiter und suchte. Er zog nach Koriume, fand sie nicht und zog stromauf weiter. Er kam nach Bamba, fand sie nicht und zog stromauf weiter. Dann traf Samba Gana die Schlange. Er kämpfte mit ihr. Bald siegte die Schlange, bald siegte Samba Gana. Der Djolliba (Nigerstrom) lief bald diesen, bald jenen Weg. Die Berge stürzten ein und die Erde öffnete sich in Spalten. Acht Jahre lang kämpfte Samba Gana mit der Schlange. Nach acht Jahren hatte er sie überwunden. Samba Gana hatte in dieser Zeit achthundert Lanzen zersplittert und achtzig Schwerter zerbrochen. Er hatte nur noch ein blutiges Schwert und eine blutige Lanze. Die blutige Lanze gab er Tararafe und sagte: „Gehe zu Annallja Tu-Bari, gib ihr die Lanze, sage ihr, daß die Schlange überwunden ist, und sieh, ob Annallja Tu-Bari nun lacht.“

Tararafe kam zu Annallja Tu-Bari. Er sagte, was ihm aufgegeben war. Annallja Tu-Bari sagte: „Kehre zu Samba Gana zurück und sage ihm, er solle die überwundene Schlange hierher bringen, damit sie als mein Sklave den Strom in mein Land leite. Wenn Annallja Tu-Bari Samba Gana mit der Schlange sehen wird, wird Annallja Tu-Bari lachen."

Tararafe kehrte mit der Botschaft nach Faraka zurück. Er richtete die Botschaft an Samba Gana aus. Samba Gana hörte die Worte Annallja Tu-Baris. Samba Gana sagte: „Es war zu viel." Samba Gana nahm das blutige Schwert, stieß es sich in die Brust, lachte noch einmal und starb. Tararafe nahm das blutige Schwert, bestieg sein Pferd und ritt in die Stadt Annallja Tu-Baris. Er sagte zu Annallja Tu-Bari: „Hier ist das Schwert Samba Ganas; an ihm ist das Blut der Djollibaschlange und das Samba Ganas. Samba Gana hat zum letztenmal gelacht." —

Annallja Tu-Bari rief alle Fürsten und Horro, die in ihrer Stadt versammelt waren, zusammen. Sie bestieg ihr Pferd; alle ihre Leute bestiegen Pferde. Annallja Tu-Bari ritt mit allen ihren Leuten ostwärts. Sie ritten, bis sie nach Faraka kamen. Annallja Tu-Bari kam zur Leiche Samba Ganas. Annallja Tu-Bari sagte: „Dieser Held war größer als alle vor ihm. Baut ihm ein Grabmal, das das aller Könige und Helden überragt." Die Arbeit beginnt. Acht mal achthundert Menschen gruben die Schachte. Acht mal achthundert Menschen bauten das Haus (die unterirdische Leichenkammer). Acht mal achthundert Menschen bauten die Halle (der oberirdische Opferraum). Achthundert mal achthundert Menschen trugen Erde herbei und häuften sie über der Halle, schlugen sie und brannten sie. Der Berg (die tumulusartige Pyramide) stieg höher und höher.

Jeden Abend stieg Annallja Tu-Bari mit ihren Fürsten, Horro und Djalli auf die Spitze des Berges. Jeden Abend sangen die Djalli die Lieder von dem Helden. Jeden Abend

sang Tararafe das Lied von Samba Gana. Jeden Morgen erhob sich Annallja Tu-Bari und sagte: „Der Berg ist nicht hoch genug. Baut ihn, bis ich Wagana sehen kann.“ Acht mal achthundert Menschen trugen Erde herbei und häuften sie über den Berg, schlugen sie und brannten sie. Acht Jahre lang stieg der Berg höher und höher. Am Ende des achten Jahres ging die Sonne auf, Tararafe sah umher und rief: „Annallja Tu-Bari, heute kann ich Wagana sehen.“ Annallja Tu-Bari sah nach Westen. Annallja Tu-Bari sagte: „Ich sehe Wagana! Samba Ganas Grab ist so groß, wie es sein Name verdient.“

Annallja Tu-Bari lachte.

Annallja Tu-Bari lachte und sagte: „Nun geht ihr alle, ihr Fürsten und Ritter auseinander, verbreitet euch über die ganze Erde und werdet zu Helden gleich Samba Gana.“ Annallja Tu-Bari lachte noch einmal und starb. Sie ward neben Samba Gana in der Leichenkammer des Grabberges bestattet.

Die acht mal achthundert Fürsten und Horro zogen aber von dannen, jeder in einer Richtung, kämpften und wurden große Helden.

Diese Erzählung gab natürlich wieder Veranlassung zu Fragen über die Geschichte der Ganafamilien, über die Ausdehnung des alten Reiches und über die Verbreitung der Völker im allgemeinen. Unter den Zuhörern befand sich auch ein Scheich vom Maurenstamme der Trarza, die weit im Westen, im Gebiete nördlich des Senegal ihr Nomadenleben führen. Er kannte die Länder seiner Heimatregion gut und vermochte mancherlei wertvollen Aufschluß zu geben. Als fanatischer Moslim, der er war, vertrat er energisch die Ansicht vom südarabischen Ursprung der Gründer Ganas, wogegen der alte Diarra, der den Inhalt des Samba-

Gana-Epos mitgeteilt hatte, unentwegt dabei blieb, daß die Gara-Gana schon ein altes Volk gewesen seien, ehe noch die Araber und der Islam in diese Länder vorgedrungen seien. Der Trarza wurde nach der Art dieser Leute aufgebracht. In seiner Erregung sprudelte er die Worte heraus: „Die Araber und der Islam beherrschen die Erde bis an ihre Grenzen."

Ich fragte ihn, wo die Grenzen der Erde seien. Antwort: „Wo der Himmel die Erde berührt." Der Diarra dazwischen: „Der Himmel berührt nicht die Erde." Hieraus ergab es sich von selbst, beide aufzufordern, ihre Ansicht über das Weltgebäude, die Erde, den Himmel und die Gestirne auszusprechen. Folgende Vorstellungen traten nun zutage:

Nach der Ansicht des Trarzamauren ist die Erde eine Scheibe, über der der Himmel abschließend wie ein Gewölbe ruht. Im Innern des Gewölbes sind die Gestirne angebracht. Sie sind am Himmel befestigt. Sonne, Mond und Sterne wandern in diesem Gebäude (immer im Innern) hin und her. Das ganze Sternensystem läuft auf dieser Gewölbewand, „wie eine Herde äsender Kamele". Ein Jenseits des Himmels gibt es nicht. Auch Allah wohnt innerhalb der Himmelskuppel. Würde das Gewölbe eines Tages einstürzen, so würden Allah selbst, alle Gestirne, alle Wesen und alles Leben der Erde von den niederprasselnden Himmelsmassen zertrümmert werden, die auch den letzten Engel unter ihrem Schutte zermalmen müßten. Ob so etwas je möglich sei, das wisse kein Mensch. Das sei eben Kismet.

In ganz anderem Sinne sprach sich der Diarra aus. Nach ihm ist die Erde ohne Grenzen, ohne Ende, wenn auch der Ausdruck „unendlich" fehlt. Man kann auf ihr wandern, bis man stirbt. Bald zu Fuß, bald zu Schiff. Man kommt in Länder, in denen Schlangen mit Flügeln, in andere, in denen sprechende Vögel, und wieder in andere, in denen redende Bäume so leben, wie bei uns die Menschen. Alles Merk-

würdige ist jenseits der bekannten Erde, aber immer auf der Erde, und der Mensch, der lange genug wandert, kann sehr wohl in diese fremdartigen Gebiete gelangen. Der Himmel berührt nirgends die Erde. Der Himmel ist überhaupt nicht etwas Festes, sondern lediglich die Wirkung von Licht und Schatten. Die Gestirne werden in dem grenzenlosen Raum über der Erde von Allah (?) hin- und herbewegt; auch soll es nach der Meinung mehrerer dort oben „Leute", resp. Wesen geben, die in die Geschicke der Menschen bestimmend eingreifen. Diese Bestimmung geht aber nicht so weit, daß der Mensch nicht selbständig das erreichen könne, was er will und vermag. Hierfür seien die Taten der Gana der Vorzeit ein Beispiel: von denen seien diejenigen jämmerlich zugrunde gegangen, die feige und unfähig waren; die aber, die Mut, Herz und Lebenskraft hatten, zu Königen geworden. Wenn einmal ein besonders großer Gana geboren würde, so könne er mit seiner Kraft alle Araber und Europäer aus dem Lande weisen und dann würde die alte Herrlichkeit des Ganareiches wieder hergestellt werden.

Ich habe seitdem die Dimensionen des „Vermögens zur Weltanschauung" als Gemütsdimensionen und zwar die beiden, welche den stärksten Gegensatz des Lebensgefühls zum Ausdruck bringen, nämlich das der „Weltweite" und das der „Welthöhle", als Weitengefühl und Höhlengefühl bezeichnet. Aus der Anschauung des Trarza spricht die Begrenzung des Weltblickes durch das Höhlengefühl, aus der des Diarra sehnendes Weltweitenbedürfnis. Enge des Bewußtseins, ständige Beklommenheit, Unfreiheit und deshalb Fatalismus, ununterbrochener Druck und unter solchem Druck sich von Zeit zu Zeit in der Form des Fanatismus entladende Explosionen bezeichnen das Höhlengefühl. Sehnsucht und Unendlichkeitsempfindung drängen nach aufbauenden Taten, überzeugender Schaffensdrang und selbstverständlicher Freiheitsjubel sind

Ausdrucksformen der Weltweite. Beide Grundanschauungen sind nichts als Äußerungen der Seelenart. Beide leben nicht nur in Afrika, und zwar hier im Sahelgebiet dicht nebeneinander, auch in Europa haben wir neben den Franzosen die Engländer und Friesen. (Vortrag vom 25. Februar 1916.)

Über die allgemeine kulturelle Bedeutung von Weltweite und Welthöhle wird im 12. Kapitel weiter gesprochen werden. Hier sei nur noch das angeführt, was solche Darlegungen für das damals im Zenith des Interesses stehende Problem bedeuteten.

Ein Volk, dessen Seele die Dimensionen des Höhlengefühles besitzt, kann wohl ein Jahrtausend und auch mehr von einem andern beherrscht und während dieser Zeit über die Enge seines seelischen Daseins hinweggetäuscht werden; aber es kann in Wahrheit selbst niemals andere beherrschen, ohne sie zu zerstören. Zu gesunder Kastenbildung, zur Ausbildung eines sich dehnenden Kulturorganismus, zur Entwicklung der Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst findet, zur Tat im Sinne des Aufbaues kann nur das Weitengefühl führen. Also kann das Mandevolk seinen herrlichen Organismus, seinen wundervollen Dehnungsdrang, seine kolonisatorische Fähigkeit nur den mystischen Gana, dem Volke aus dem Nordwesten verdanken; das semitische Volk aus dem Osten und jede arabische Einwanderung hätte mit seinem ausgesprochenen Höhlengefühl niemals in diesem Sinne solche, auf einem angeborenen, dem Menschen eingeborenen Seelenvermögen beruhende Fähigkeiten hervorbringen, erhalten und weiterentwickeln können. Denn was bedeuten Epen wie die von Samba Gana, von Goroba Dike, von Samba Kullung, von Gossi? (Siehe „Der die Eigenschaften der eigenen Seele geleitete und geregelte schwarze Dekameron“.) Der Grundton dieser Dichtungen zeigt immer wieder das, was wir im Alltagsleben als Seelengröße zu bezeichnen pflegen. Diese Menschen kennen keine Grenzen ihres Lebens im Sinne einer Einengung der Tat

durch eine Weltanschauung. Wir sehen hier eine nur durch Spannkraft.

Diese Menschen haben, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Schwelle des Begriffes der Unendlichkeit überschritten. Mir scheint, daß keines der anderen Epen das so deutlich zeigt, wie dieser Rest des Samba-Epos. Wie deutlich wächst hier mit der Erfüllung der einen Sehnsucht die größere Sehnsucht, das wachsende Weitenmaß. Es wächst, bis es den Untergang des Menschen erreicht, nicht aber den des Sehnsuchtgefühles, der Weltweite; denn als der Held selbst in überspannter Schaffenskraft erlegen ist, wirkt seine Herrlichkeit weiter im Werke der Fürstin, in dem Werke, von dem aus die Helden in die Welt gehen als Träger dieser seelischen Gewalt.

„Acht mal achthundert Fürsten und Ritter zogen aber von dannen, jeder in einer anderen Richtung, kämpften und wurden große Helden."

Das ist der Typus der Kultur des Weitengefühles. Man gehe die sämtlichen Märchensammlungen des eigentlichen Orients durch, und man wird in diesen Schöpfungen nichts davon finden. Die Seelenspannung wird dort ersetzt durch das Geschick, das Kismet, das Wunder, den Zauber, die Sensation. Mit kostbarem Prunke schmückt dort der Mensch das Gewölbe der einengenden Höhle, um sich so über die Beklommenheit, den Druck, die ewige Angst hinwegzutäuschen.

5. Wissen

Unter den schon veröffentlichten Arbeitsergebnissen der Deutsch-Innerafrikanischen Forschungsexpedition wird die in dem Werke „Unter den unsträflichen Äthiopen" zusammengefaßte „Morphologie einer Kulturgeschichte" (S. 71 ff.) später einmal eine besondere Wertschätzung finden. Hier ist in

Umrissen eine Kulturlehre angedeutet, zu deren endgültigem Ausbau es der Arbeit von Jahrzehnten bedarf.

Nach diesen Untersuchungen zeigte es sich, daß heute noch über außerordentlich weite Gebiete von Afrika Spielarten einer Kulturform verbreitet sind, die schon dem grauen Altertum bekannt war und ihrer tiefinnerlichen Eigenart wegen schon die Achtung der homerischen Zeit genoß. Bereits diese Alten sprachen von den „unsträflichen Äthiopen". Über ein Jahrtausend später nannten die Islamiten die Träger dieser Kultur: „die treuen Heiden". Gustav Nachtigal, der große Forscher des 19. Jahrhunderts, schreibt: „Lüge, Wortbruch und Diebstahl sind ihnen unbekannt."

Mit diesen Ausdrücken ist aber nicht etwa nur ihre Moral gewertet worden. Das ethische Moment ist hier nicht als Problem menschlicher Veranlagung entscheidend — denn die Träger dieser Kultur sind genau so verschiedenen Charakters wie alle andern Völker, ihre Schicksale ebenso bunt, ihre menschlichen Eigenschaften gleichermaßen zum Guten und Bösen, oder wie man es nennen will, neigend. Das, was diese Menschen auszeichnet, ist für jeden, der zu sehen vermag, ihre Kultur als Ganzes — Kultur in jedem Sinne, im weitesten wie im engsten, im persönlichen wie im massenumfassenden —, die Kultur, die sie nachweisbar seit mindestens 2500 Jahren zu tragen begnadet waren und deren Eigenart und Lebensfläche, mehr als jede andere mir bekannt gewordene Art so durchsichtig und formenklar ist, daß sie wie nirgends sonst die Möglichkeit zu einem Einblick in die geheimsten seelischen Vorgänge bietet, Vorgänge, die vor unserem Wissen liegen, Einblicke in ein anderes Wissen hinein, das dem Wissen vor uns gleichbedeutend ist.

Die Äthiopen sind vorzüglich Bauern. Es sind die gleich emsigen am Nil wie am Senegal. Ihre Organisation ist die der Sippe, der Sippe im patriarchalischen Sinne: hier lebt die ganze Familie in einem ausgedehnten, oft burgartigen

Gehöft zusammen. Der älteste Mann (nicht Greis!) ist der Leiter dieses Gemeinwesens; seine Brüder, seine Söhne, Neffen und Enkel folgen seinen Anordnungen; die kraftlos gewordenen Alten sind seiner Fürsorge anvertraut. Er verteilt alle Nahrungsmittel, leitet die Verwendung aller Vorräte, verwaltet den Gesamtbesitz der kleinen Gemeinde, die sich nach jeder Richtung in Gewinn, Nutzen und Verteilung dem unterordnet, wie es der „Alte" nach ehrwürdigem Herkommen regelt. Frauen heiraten von außen in diese Sippengemeinde hinein.

Nicht nur das materielle Leben, sondern auch das geistige wird von dem pater familias und zwar in selbstverständlicher, von Generation zu Generation gleichlautender Weise geordnet und im lebendigen Rhythmus erhalten. Er, der „Alte", bestimmt die Opfer der Saat, die Opfer der Ernte, er trifft die Anordnung für die Begräbnisse und die Pflege der abgeschiedenen Seelen. Er entscheidet über alle Feste und Zeremonien, bestimmt vor allen Dingen das festliche Begehen der Bildung neuer Wachstumsknoten am Sippengezweig, die Weihe der Altersklassenabschnitte. Die Anordnung nach Altersklassen wird nämlich sehr genau nach natürlichen Wachstumsstufen eingehalten. Die äthiopische Kultur hat überall, wo sie rein erhalten ist und noch nicht der Vergreisung anheimfiel, vier Stufen: 1. Die der Kinder bis zur nahenden Mannbarkeit, 2. die der Jünglinge, denen sowohl Burschen als auch Jungverheiratete angehören, 3. die der Männer, soweit sie Kinder haben, aus deren kraftvollsten und erfahrungsreichsten Jahrgängen der pater familias hervorgeht und 4. die der zu allem Zugreifen untauglich gewordenen, geistig hinwelkenden Greise, die auf das Altenteil gesetzt sind.

Die Wirkung des Stufensystems ist selbstverständlich und automatisch. Es bildet in der Kultur der Äthiopen ebenso die Grundachse, wie in der der Mande das Kastenwesen.

Das, was nun aber das Sein der äthiopischen Kultur so ganz besonders vor allen mir bekanntgewordenen sonstigen

Formen auszeichnet, ist seine kristallhelle Stilreinheit, seine unbeirrte Organisation, die in ihm lebendige Selbstverständlichkeit harmonischen Ineinandergreifens, ja, man kann sagen, absoluter Identität materiellen, sozialen und geistigen Lebens. Jede profane Handlung ist hier gleichzeitig eine religiöse; jedes materielle Mittel dient automatisch einem ideellen Zweck. Das Dämonische und die „objektiven Tatsachen" fallen in der Umwelt eines Äthiopen zusammen. Alles ist demnach so selbstverständlich, daß eben hieraus, aus dieser Harmonie, aus dieser Kongruenz die „Unsträflichkeit", die hohe Ethik als natürliche und unirrbare Notwendigkeit erwächst — eine selbstverständliche Notwendigkeit, die erst erschüttert wird, wenn Berührungen mit fremden Kulturwellen die Stilreinheit, die Organität und die Einheit unterbrechen.

Allerdings: zunächst erscheinen manche Ausdrücke dieser Kultur brutal. Ein Beispiel! Wenn ein alter Mann, ein Mitglied der 4. Stufe stirbt, jubelt die Sippe und feiert fröhliche Feste. Auf die Frage nach dem Grund dieses barbarischen Jubels erfolgt mit Sicherheit die noch barbarischer erscheinende Antwort: „Er war alt; er konnte nicht mehr arbeiten, er konnte nicht mehr beim Farmbau helfen." — Verscheidet dagegen ein junger Bursche der 2. Stufe, so trauert die Sippe und weiß sich vor Schmerz nicht zu lassen; sie gibt sich hier dem Klagen ebenso hin, wie vorher dem Jubel. Die Frage auf die Antwort nach dem tieferen Grund der Ergriffenheit klingt schon bedeutungsvoller: „Der Bursche konnte noch beim Farmbau helfen; er hatte noch keine Kinder, er kann nicht wiedergeboren werden; er hat niemand hinterlassen, der ihm wieder das Dasein erzeugt."

Wenn wir diesen Äußerungen nachgehen, so findet sich nun: Stirbt ein Greis, dann wird er bestattet; sein Schädel wird nach dem Verfall des Körpers der Grabkammer entnommen und an geweihter Stelle aufbewahrt. Dort empfängt er die

regelmäßigen Opfer: Opfer beim Erntefest, die Gebete bei der Saat, zeremonielle Angehung zumal wenn ein Enkel der Sippe heiratet. Das Gebet, das diese Angehung unter gleichzeitigem Opfer begleitet, lautet folgendermaßen: „Mein Großvater! Ich bitte dich, kehre nun wieder. Du bist lange fort und wir haben nicht zu viel junge Leute. Mein Sohn hat diese junge Frau geheiratet, die stark ist und gut erzogen wurde. Sie weiß mit Kindern vorzüglich umzugehen; ich habe selbst gesehen, wie sie für die Kinder ihres Bruders gesorgt hat. Sie hat eine gute Brust und wird dir reichliche Milch geben. Ich bitte dich, in dieser jungen Frau wiederzukommen, damit so mein Sohn starke Kinder gebiert und er und ich bald nicht mehr in den Farmen zu arbeiten brauchen.“ — Oftmals ist vor dem Gebete junges Saatkorn auf den Schädel gelegt und die junge Frau muß es nach der Ansprache mit den Lippen vom Schädel des Großvaters nehmen und genießen. — Das der Verehelichung entspringende Kind ist dann der wiedergeborene Großvater.

Dieses Verschlucken des Samens ist deshalb von so großer Bedeutung, weil hier eine bis in die Wurzelfasern tiefgreifende Verbindung des Feldbaues mit dem sozialen Leben zutage tritt. Das Verbindende ist die Erde, die große Urerde, in der die letzten Reste des Lebens verwesen, und aus der die ersten Keime des Daseins entspringen, die Erde, aus der alles entsteht und in der alles vergeht, die eine Erde, in der Entstehen und Vergehen zu einem Akte ineinanderfließen.

Ein der Mischung mit Ur-Fulbeblut entsprossener Äthiope aus dem Gongolagebiet gab hierzu folgende Erklärung: „Ein junger Mann, der stirbt, vergeht wie das trockene Laub, das zur Erde fällt und verfault. Ein alter Mann, der stirbt, ist wie eine reife Frucht, die in die Erde fällt und wieder aufwächst. Der Mensch ist wie das Korn (Sorghum). Schneidest du das Korn unreif ab, trocknest es und legst es in der nächsten Regenzeit in die Erde, so verfault es. Es kann nicht

keimen. Schneidest du das Sorghum reif ab, trocknest es und legst es in der nächsten Regenzeit in die Erde, so wird es Wurzeln und Blätter haben, es wird heranwachsen und reife Früchte tragen. Ebenso ist der Mensch. Der junge Mensch kann nicht wiederkommen. Der alte Mensch wird wiedergeboren."

Wenn hier einmal eine selten klare Stimme das in primitiven Welteindrücken schlummernde Dämonische in Worte zu fassen vermochte, so darf nicht vergessen werden, daß es nicht ein rein äthiopisches, sondern ein fulbisiertes Organ war, das sie erklingen ließ. Der Mann war Fulbe-Mischling, also mit anderer Seelenanlage ausgerüstet als die eigentlichen Träger dieser Kultur. Sonst sind diese Menschen durchaus unfähig, auch nur ihre Sitten zu schildern (so selbstverständlich sind sie ihnen), geschweige denn sie etwa zu erklären, also ihre Anschauung in Worte zu kleiden — ihre Empfindung anders als in unbewußten Sitten und Gebräuchen zum Ausdruck zu bringen. Die Sitten und Gebräuche sind bei ihnen gewissermaßen Ausdrucksformen dessen, was bei uns die Sprache, das Denken, das Bewußtsein wiedergeben; sie stellen eine Stufe dar, die unter der liegt, auf der wir uns bewegen. Das „Wissen" der Äthiopen ist gleichsam unbewußt; es bewegt sich auf der Fläche, die in den nachfolgenden Blättern als die des Gemütes bezeichnet ist.

Diese Tatsache ist von eminenter Bedeutung. Sie allein erklärt die erstaunliche Anschauungs- und Sittenreinheit, die bis an das Unfaßbare grenzende Selbstverständlichkeit. Hierfür ein Beispiel! Zu den eigenartigen Gebräuchen der Äthiopenkultur gehört ein alle paar Jahre wiederholtes Opfer, ein großes Opfer: die Darbringung des angesehensten Mannes, des ersten Priesters, des „Priesterkönigs", um mit den Worten der alten Schriften zu sprechen. Die Sitte ist bekannt unter dem Namen des „rituellen Königsmordes".

Bei den Kirri traf ich auf einen solchen König, der, wie

mehrere Dakka-„Fürsten“, im darauffolgenden Jahre den Opfertod erleiden sollte. Er sprach sich selbst darüber aus. Er fand es ganz natürlich, daß er im nächsten Jahre den Opfertod erleiden sollte; er sah dem Tage seines Lebensabschlusses mit uns unverständlicher Gelassenheit entgegen und äußerte sich sehr trocken: „In den letzten Jahren waren die Ernten nicht gut, die Regen waren schlecht; nach meinem Tode soll der Regen besser fallen.“ Und später sagte er: „Ich habe einen kleinen Enkel, den ich sehr liebe. Er soll eine Frau aus guter Sippe heiraten. Von diesem Enkel will ich mich, wenn ich aus dem Busch zurückkehre, wieder gebären lassen.“ Das alles war in so gleichmütigem Tone gesprochen, daß daraus die schon voll ausgereifte Zufriedenheit über das Bevorstehende erklang. Er äußerte sich in einem Tone, in dem wir etwa von einer kleinen Reise reden würden. Es war keine Spur von der Spannung zu vermerken, der wir unwillkürlich schon dann anheimfallen, wenn uns auch nur der Umzug von einer Wohnung in die andere oder gar von einer Stadt in eine andere bevorsteht. Und doch zeigt auch dieses Seelenleben, dieses Dasein auf der Gemütsfläche gewisse Unterschiede. Das Wissen dieser Kulturform ist gleichbedeutend mit einem absolut organischen „Erleben“, aber das Erlebnis selbst zeigt Varianten. Auch hierfür einen Beleg, der zeigen soll, wie weit die Bewegungsfläche reicht:

Wenn der Hohepriester dem ritualen Königsmorde verfallen ist, beginnt für die Jugend der 1. Stufe die Buschzeit, die Periode der Initialfeiern, die Vorbereitung für den Übertritt zur 2. Stufe. Im Busch werden die Burschen beschnitten; das Blut wird als Opfergabe angesehen, das dem getöteten König nachfließt. Hierbei ist der die Operation ausführende Priester als Leopard vermummt, wenn auch nur ganz oberflächlich durch fleckige Bemalung, durch Leopardenschurzfell und durch eine Tasche aus der Pranke des Leoparden, in der die Operationswerkzeuge bewahrt werden. Der Priester ist

also als Leopard mehr markiert als maskiert. Wenn man nun noch dazunimmt, daß das heilige Tier, das Totem der geopferten Könige, der Leopard ist, daß der Leopard an sich gewissermaßen Repräsentant des Busches, der verkörperte Geist des Busches ist, so ergibt sich eine ziemlich klare Linie der Anschauung, derzufolge nämlich der König geopfert wird, damit er der gnädige Geist des Busches werde; um die Gnade dieses Buschgeistes zu gewinnen, wird ihm das Blutopfer der Beschneidung dargebracht; damit haben aber alle, die in Zukunft den Busch zur Herstellung von Farmen roden, also ihn verwunden wollen, sich selbst schon eine Wunde geschlagen, die den Buschgeist gnädig stimmen soll. (Damit ist etwa in groben Worten derb geschildert, was jene unendlich viel feiner in tiefer Religiosität empfinden.)

Bei den besonders hinterwäldlerischen Kirri konnte ich nun zuerst eine Gruppe vor wenigen Jahren beschnittener Burschen, dann eine Reihe älterer Männer über den Vorgang bei diesem Beschneidungsritual befragen. Da kam folgender feine Unterschied heraus. Die Burschen erklärten: „Ein Leopard beschnitt uns, es war der verstorbene König.“ Die alten Leute sagten: „Der Priester als Leopard beschneidet die Burschen“; und nachher: „Wenn der Priester als Leopard die Knaben beschneidet, ist er der verstorbene König.“ Und in einem anderen Kirridorf wurde erklärt: „Der verstorbene König beschneidet als Leopard die Knaben.“ Es ist nicht etwa das Widersprechende, das hier vor allem Beachtung verdient. Überall wo der Mensch eine auf der Fläche des Gemütes lebende und zu Handlungen führende Anschauung zeitigt, geschieht dieses spontan und sporadisch, weshalb ja die den äthiopischen Kulturen am nächsten stehenden, aber schon eine Stufe höher gerückten, vollmythischen Kulturen einen Überfluß an Widersprüchen zeigen. — Das Wichtigere scheint mir hier vielmehr zu sein, daß für die Burschen der Beschneider ein Leopard ist, für die alten

Männer ein Wesen als Leopard. Es ist der gleiche Unterschied, den ich im 7. Kapitel für die Schöpfungen der Kinderseele (Beispiel von der Hexe) zeigen werde.

Also auch in der äthiopischen Kulturform geht im Seelenleben des Individuums ein Entwicklungsprozeß vor sich, der durch „ein Leopard" hier, durch „als Leopard" dort charakterisiert wird, der die Verschiedenartigkeit des Erkenntnislebens in den verschiedenen Altersklassen zeitigt und der den Umfang des paideumatischen Spielraumes in der Periode vor der Mythenbildung wahrnehmen läßt. Es ist das Grundcharakteristische der primitiven Schöpfungsperiode.

Was ich hiermit meine, soll im Nachfolgenden dargelegt werden.

II. Das Paideuma des Individuums

6. Der paideumatische Stufenbau

Als ich seinerzeit an dem Werke über die Masken- und Geheimbünde Afrikas arbeitete, fiel mir zum erstenmal eine Einrichtung vieler Völker, zumal Afrikas und Ozeaniens auf, die in der Tat eine ganz besondere Beachtung verdient: die Altersklassenorganisation.

Besonders bei den primitiven, aber auch bei außerordentlich viel entwickelteren Stämmen besteht die Sitte, daß die gleichaltrigen Männer (hie und da auch die Frauen) sich in Verbänden vereinigen, die als solche zeitweise oder ständig mit eigenen Wirtschaftsformen, eigener Nahrungsversorgung, eigenartigen Geschlechtsverbindungen, eigenen Wohnräumen vom Gesamtleben des Volkes sich ablösen. Häufig trennen sich aber nicht nur einzelne Altersklassen ab, sondern der ganze Stamm zerfällt nach den Altersklassen in mehr oder weniger scharf getrennte Gruppen. Die Zahl der Gruppen von Altersklassen scheint beim ersten Blick eine schwankende.

Meist läßt sich jedoch eine dreischichtige Gliederung als ursprüngliche oder „natürliche" nachweisen. Jedenfalls beachtete ich vielerorts ein Hervorgehen oder Rückversinken mehrschichtiger in diese anfängliche Dreiteilung. Auch konnte ich bei Stämmen, die das Altersklassensystem nicht mehr als Grundlage der sozialen Bildung besaßen, die Reste eines solchen nachweisen, die dann stets auf eine Dreiteilung schließen ließen.

Diese Altersklassengruppierung entsteht, indem zum ersten die Kinder bis etwa zur Zeit der Reife, zum zweiten die Jünglinge bis etwa in die Periode der Verehelichung und endlich zum dritten die Alten, die Besonnenen, sich miteinander verbinden.

Auf afrikanischem Boden sind zwei verschiedene Typen zu erkennen, von denen der eine wesentlich im Osten, der andere vorzüglich im Westen klare Ausbildungen erfahren hat. Der östliche Typus ist am schärfsten bei den Massai ausgeprägt. Bei ihnen trennen sich deutlich die Layok, die Elmeran und die Elmoruo, das sind die Knaben, die Jünglinge und die Männer. Die Knaben leben etwa bis zum sechzehnten Jahre daheim, üben sich im Waffengebrauch und in der Viehwartung, werden etwa in diesem Alter der Beschneidung und der stammesgemäßen Zahnverstümmelung unterworfen und treten hiernach dann in die Klasse der Elmoran über.

Als Elmoran wandern sie aus dem heimatlichen Krale in ein eigenes Wohngebiet aus. Dort hausen sie mit den geschlechtsreifen Mädchen zusammen und führen ein frischfröhliches Kriegs- und Räuberleben. Ihre Nahrung besteht im Großen und Ganzen aus Fleisch, Milch und Blut. Ihr Leben ist ungebunden, aber nicht, wie häufig behauptet wurde, zügellos. Vielmehr ist die Stabilität der geschlechtlichen Beziehungen eine durchaus gesunde und gelegentliche Seitensprünge mit den Geliebten der Kameraden gelten als unsittlich und verächtlich; daß mehrere Brüder zuweilen die gleiche Geliebte haben, ist hierzu kein Gegensatz, sondern gehört in ein ganz bestimmtes System der Familienbildung.

Dieses ungebundene Leben hört für den Elmoran etwa mit dem dreißigsten Jahre auf. Hat er mit seinem Mädchen im Jünglingskral ein Kind gezeugt, dann läßt er sich die langen Jünglingshaare schneiden, erlegt den Brautpreis, heiratet und zieht in den Wohnkral der Elmoruo; er ist nunmehr in diese Altersklasse aufgenommen. Seine Speisen sind von da an auch Pflanzen. Sein Leben verläuft geruhsam. Seine Beschäftigung ist vorwaltend die Viehzucht; am Kriege beteiligt er sich nur gelegentlich als Landsturmmann.

Anders und nicht so offen zutage tretend ist das Altersklassensystem des zweiten Typus in Westafrika. Hier liegen

die Altersklassen der höchst bedeutsamen Einrichtung der Geheimbünde zugrunde, die vielfach die maßgebende und regierende Staatsgewalt darstellen, so daß ihnen gegenüber das dorfschulzenartige Häuptlingswesen in den Hintergrund geschoben wird. Die Formen der Geheimbünde, die durch allerhand Maskeraden, Initial- und Jahreszeitenfeiern, durch Tänze und „Orgien“ auffallen und die Aufmerksamkeit schon so manchen Forschers auf sich lenkten, sind außerordentlich verschiedenartig, zeigen aber trotzdem ein einheitliches Innengefüge. Diese Bünde haben ihre geweihten Plätze, ihre Klubhäuser, ihre Opferstätten und ihre heiligen Wälder. Ihr Zeremonial ist streng und vielgestaltig. Trotzdem spielt sich ihr Leben sowohl in den einfacheren als auch in den durch lokale Variationen entwickelten oder verwirrten Verhältnissen nach folgendem Rhythmus ab:

Weiber und Kinder stehen außerhalb des Geheimbundes. Auf seinen geheiligten Plätzen dürfen sie sich nicht sehen lassen; sie müssen fliehen und sich hinter den geschlossenen Türen verborgen halten, wenn die Maskierten auf den Dorfstraßen erscheinen. Wenn aber die Knaben das Reifealter erreicht haben, werden sie einem Zeremoniell unterworfen, das die Literatur im allgemeinen als „Einweihung“ bezeichnet. Sie werden in einen Wald gebracht, werden schreckhaften Szenen unterworfen, verbringen eine kürzere oder längere Buschzeit und empfangen vor Austritt aus der Buschgenossenschaft und vor der Rückkehr in das heimatliche Dorf ihre Tätowierung und Zahnverstümmelung, Haarschnitt oder sonstwie die Abzeichen der Männer ihres Stammes. Vielerorts werden sie auch beschnitten. Außerordentlich weit verbreitet ist heute noch die Vorstellung, daß die Burschen in dieser Zeit geopfert oder gar vom Buschgeiste verschlungen und wieder geboren werden. Manche Reisende und Missionare haben nachgeforscht, welche „Geheimnisse“ diese Novizen im Busche erfahren welche Künste sie erlernen, und zwar

in der Annahme, daß diese Zeremonie Einweihung in die Geheimnisse des Bundes mit sich brächte. Solche Nachforschungen waren ergebnislos, denn die Burschen werden durch die Zeremonien nicht eingeweiht, sondern nur eingereiht und zwar unter die Zahl der jungen Männer, die in Zukunft an den Palavern (das sind die Volks- und Rechtsversammlungen und -verhandlungen) des Stammes teilnehmen und hierbei auch mitsprechen dürfen. Welche Rolle in den Männerversammlungen diese Jünglinge dann spielen, werde ich nachher zeigen.

Mit der eigentlichen Leitung des Bundes haben erst die „alten Männer" etwas zu tun; es sind etwa die von fünfunddreißig Jahren, die, die genug Frauen haben und sich selbst nicht mehr wesentlich um das Bäuerliche und Häusliche zu kümmern brauchen, die, deren Kinder herangewachsen sind — es sind vor allen Dingen die an Lebenserfahrung Reichen. Diese Alten sind die eigentlichen „Eingeweihten"; sie bewahren die Masken, sie regeln die Opferzeit, sie kennen die alten Sitten und Gebräuche, das Recht des Herkommens; sie gelten als die Besonnenen, und sie sind es auch, die wohlbedachte Maßnahmen an Stelle temperamentvoller Ausbrüche setzen.

Verschiedentlich ist behauptet worden, daß in ihrer Hand auch die Entscheidungen in Rechts- und Verwaltungsfragen, über Krieg und Frieden liege. Das gilt aber nur dort, wo geheime Beschlüsse der Geheimbundregierung entscheidende Bedeutung besitzen; solche Macht geheimer und beinahe diktatorischer Art besitzen die Geheimbünde jedoch lediglich in greisenhaften Stammes- und Staatsbildungen Westafrikas, wie ja auch die hohen Kulturen nur in ihren spätesten Zuständen cäsarische Gewalten hervorbringen und dulden.

Alle jugendlich gesunden, also kräftigen Stammesorganisationen Westafrikas werden im Gegensatz hierzu durch die Volksversammlungen regiert und verwaltet. Die Volks-

versammlungen leiten nun zwar, wie gesagt, die Alten. Wenn ich jedoch die lange Reihe afrikanischer Palaver, Milangos, Schauris, die ich erlebt habe, überblicke und mir deren Verlauf klar mache, so finde ich eine sehr bezeichnende, immer wieder zutage tretende Erscheinung: Die Alten sind es, die das Recht, das Herkommen, den üblichen Verlauf der Ereignisse, die Charaktereigenschaften und Fehler ihrer Stammesgenossen kennen, die demnach ein gewisses Geschick haben, verworrene Fäden zu entwirren. Die eigentlich geistige Initiative haben sie jedoch in unberührten und gesunden Verhältnissen nicht, in nichts und nirgends. Die liegt stets bei den Burschen, bei den Jünglingen von zwanzig bis dreißig oder fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren. Wie oft habe ich es erlebt, daß die Alten um irgendeines Vorteiles willen, der ihnen zufließen sollte, oder aus reiner Bequemlichkeit dem „Herkommen", der Tradition in irgendeiner Weise folgen wollten, und daß dann Burschen der zweiten Altersklasse sich erhoben und mit etwas „Neuem" kamen, mit etwas „nicht Möglichem", mit etwas „dem Herkommen Widersprechenden", — wie diese Jünglinge oft aber damit in verblüffender Weise den Nagel auf den Kopf trafen und in solchen Fällen, wenn auch nach langem Wortgefecht, den Sieg davontrugen.

Bei solchen Kämpfen trat dann die Altersklassengruppierung deutlich zutage. Unwillkürlich schließen sich die Alten und schließen sich die Jungen zusammen, die einen als Erhaltende, die andern als trotzige Vorkämpfer der freien Tat, als Träger des lebendigen Werdens gegenüber der erstarrten Form. Anregende sind dann stets die Jungen, Ausführende die Alten, die überall die Würde ihrer Klasse zu wahren verstehen und den Jungen niemals triumphartige Äußerungen über ihren Sieg gönnen, so daß diese auf keinen Fall zum vollen Bewußtsein ihrer eigentlichen Bedeutung kommen.

Alle derartigen Erfahrungen lassen das Altersklassen-

system als eine grundlegende Eigenschaft der Sozialbildungen erkennen; und in der Tat ist es nicht nur eine Erscheinung der Sitten und Gebräuche der „Urzeit"; wer scharf hinsieht, erkennt gleiche Kräftewirkung in allen Kulturformen und Perioden bei uns ebenso wie bei den Römern und Ägyptern. Sie ist in sozialen Bildungen aller geschichtlichen Ereignisse lebendig. Man erkennt leicht, wie entscheidend es ist, ob in einem Staate die zweite oder dritte Altersklasse die innerlich (nicht äußerlich) maßgebende Macht in Händen hat, und daß das Schicksal jeden Staates von der Harmonie der Funktionen, oder von dem harmonischen Zusammenwirken der beiden höheren Altersklassen abhängig ist.

Auch Heinrich Schurtz, mein Nachfolger auf dem Gebiete der Geheimbundforschung, hat die große Bedeutung dieser Tatsachen richtig erkannt und sie in seinem Werke „Altersklassen und Männerbünde" eingehend und tief behandelt.

Aber auch dieser feine Kopf hat sich von althergebrachten Gesichtspunkten nicht ganz zu lösen vermocht; auch für ihn spielt das Geschlechtsleben bei der Entstehung der Altersklassen eine entscheidende Rolle. Er spricht von einem „bewußt durchgeführten Versuche", „einem höchst merkwürdigen und bis zu einem gewissen Grade erfolgreichen Versuch, die Gefahren des Geschlechtslebens für den Gesellschaftszusammenschluß auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken". Er schreibt: „Die Einteilung in drei Altersklassen würde also in ihrer einfachsten Form einen Versuch darstellen, eine bestimmte Zeit des Genießens, des Austobens oder des Sichauslebens festzusetzen, worauf dann die Periode des gesetzteren, ehelichen Lebens mit ihren Pflichten und einem engeren Verhältnis zwischen Mann und Weib eintritt." Vor allem spricht er von ihrem „hauptsächlichsten Sinn und Zweck, den Geschlechtsverkehr zu regeln und einzudämmen".

Ich bringe diese Sätze deswegen hier in wörtlicher Wiedergabe, um zu zeigen, daß auch ein so bedeutender Denker auf

dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte kulturellen Lebens sich nicht von der zweckhaften, materialistischen, doktrinären Auffassungsweise unserer Zeit zu trennen vermochte, und wie notwendig es ist, daß meine aus der Einfühlung in diese Bräuche entstandene Auffassung jenen andern gegenübergestellt wird, die durch Hineintragen zweckmäßiger Motive entwickelt worden sind. Heinrich Schurtz hat beim Studium dieser Dinge sein Hauptaugenmerk auf das Verhältnis der Altersklasse zum Geschlechtsleben gelegt. Das war ihm das Objekt seiner Studien und dieses fesselte ihn so, daß er die Mittellinie der Entwicklung vollkommen übersah. Denn tatsächlich entspringt die Altersklassengruppierung, wie aus dem westafrikanischen Beispiel hervorgeht, der Verschiedenartigkeit des Geisteslebens auf verschiedenen Altersstufen. Diese Stufen des Geistes stellen das formenbildende Phänomen dar; sie wirken nach allen Richtungen, im Besitzleben, im Familienleben, im Rechtsleben, im Arbeitsleben, im Staatsleben. Diese Altersklassenbildung kann aber, da es sich offenkundig um eine Eigenschaft oder Entwicklung des „menschlichen Geistes" handelt, nicht in einer bewußten Konstruktion (bei Schurtz „Versuche", „Zweck") entstanden sein, sondern sie muß, wie aus der Darlegung der Palaverregierung hervorgeht, eine wachstummäßige sein. Sie entspricht der steten Umbildung des Geisteslebens, wie sie in jedem Menschenleben stattfindet, die die „Gleichen", nach Höhe und Art „Sichverstehenden" zusammenführen muß.

Daß die Altersklassenbildung sich zu allen Zeiten, in allen Kulturformen und demnach auch an allen Orten in gleicher Weise, wenn auch in mehr oder weniger deutlichen Formen (bei uns in Studentenverbindungen, Stammtischgesellschaften, Heeresverbänden etc.), einstellt, beweist, daß die Bildung des menschlichen Geistes einem „gesetzmäßigen" Stufenbau unterworfen ist, dessen natürliche Ausdrucksformen die Altersklassen sind.

Schon in den ersten Arbeiten über die Kulturkreislehre habe ich auf diese Stufenbildung hingewiesen und behauptet, daß sie sich, genau wie in jedem Individuum, so auch in allen Völkerkulturen wiederholt. Heute nun habe ich mir zur Aufgabe gestellt, diese „Stufenbildung des Geisteslebens" auf ihre innere Eigenart hin zu untersuchen. Da ich in der Literatur keine entsprechende Vorarbeit gefunden habe, sehe ich mich gezwungen, für die Darstellung eine eigene Nomenklatur anzuwenden.

Im Grunde genommen ist das nun Folgende also nichts weiter als eine intuitive (s. S. 7 ff.) Ausführung der Lehre von 1898; alle kulturellen Erscheinungen werden aufgefaßt als Ausdrucksformen eines selbständigen Organismus. Dieser Organismus ist die „Kultur", von der ich schon früher sagte, daß sie nicht von Menschen geschaffen sei, sondern nur „auf dem Menschen lebe", daß sie den Menschen „durchlebe". Das Wort Kultur ist aber einmal durch allzuvielseitige Anwendung abgenutzt und stumpf, dann aber, wie sich aus den Schlußfolgerungen dieser Arbeit ergeben wird (s. 15. Kapitel), zu eng und begrenzt. An seine Stelle setzte ich das dem Griechischen entnommene Wort Paideuma, dem damit eine erweiterte Bedeutung, ein tieferer Sinn eingeflößt sei. Das Paideuma hat als selbständige Wesenheit sein Eigenleben. Es äußert sich stufenmäßig, und zwar „intuitiv" im Dämonischen der kindlichen Umwelt (Kultur- und Geistesleben des Kindesalters), dann „idealisch" in der idealen Welt (Kultur- und Geistesleben des Jünglingsalters) und endlich „mechanistisch" in der Welt der „Tatsachen" (Kultur- und Geistesleben des Mannesalters). Das Paideuma ist organisch, geht im Greisenalter aber in den senilen, anorganischen Zustand über.

Den genannten drei Stufen sind die ersten der nachfolgenden Kapitel in gleicher Anzahl gewidmet. Erst sobald für den Lebensstil dieser Stufen, den dämonisch-schöpferischen, den der begeisternden Ideale und den der „matter

of fact"-Gesinnung, sowie für ihre drei Phänomene (Schöpfungskraft, Individualität und verstandesmäßiges Zweckbewußtsein), wenn auch natürlich nicht eine Erklärung, so doch ein Verständnis gewonnen worden ist, wird es möglich sein, das Wesen des Paideuma (oder der Kultur) der Völker zu erfassen, die einzelnen Kulturmomente in ihren Beziehungen zu einer Kultur (gleich Kulturform) aufzudecken und das homologe Werden des Paideuma in den Individuen, in den Kulturformen und in den Kulturperioden als Grundlage aller Kulturentwicklung zu erkennen.

7. Das Paideuma in der dämonischen Welt des Kindesalters

Ein Gelehrter arbeitet an seinem Schreibtisch; sein vierjähriges Töchterchen läuft im Zimmer umher; das Kind ist ohne besondere Beschäftigung und stört; der Vater gibt ihm drei abgebrannte Streichhölzer und sagt: „Hier spiele". Das Kind läßt sich auf den Teppich nieder und spielt mit den drei Streichhölzern: Hänschen, Grete und Hexe. Eine lange Weile geht das so hin. Der Gelehrte kann sich ungestört seiner Arbeit widmen. Plötzlich beginnt das Kind erschreckt aufzuschreien. Der Vater fährt auf. „Was ist? Ist dir etwas zugestoßen?" Das Kind (unter Zeichen größter Angst herbeilaufend): „Vater, Vater, nimm die Hexe fort, ich kann die Hexe nicht mehr anfassen!" —

Ähnliche Beispiele aus dem Kinderleben wird ein jeder, der Beobachtungsgabe für solche Vorgänge besitzt, jederzeit und in großer Zahl gewinnen können. Was das angeführte Vorkommnis so besonders auszeichnet, ist die eruptive Form des Affektes im Zusammenhang mit der isolierten Selbstbeschäftigung. Dieser Ausbruch zeigt einen Vorgang an, der sich in der Vorstellungs- und Erkenntniswelt des Kindes ab-

gespielt hat. Es tritt eine Verschiebung ein. Das Streichholz als Hexe ist ihm zum Bewußtsein gekommen; nur so ist der Affektausbruch zu erklären. Also muß die Vorstellung des Streichholzes als Hexe sich vorher auf einer anderen Fläche bewegt haben, die ich im Gegensatz zu der des Bewußtseins als die des Gemütes bezeichne.

Der Affektausbruch kennzeichnet hier also die spontane Verschiebung einer Vorstellung von der Fläche des Gemütes auf die Fläche des sinnlichen Bewußtseins.

Aber noch mehr: Die Erscheinung des Affektausbruches bedeutet offenbar den Abschluß eines seelischen Vorganges. Das Streichholz ist keine Hexe; es ist auch zunächst für das Kind keine Hexe; der Vorgang beruht also darin, daß das Streichholz auf der Fläche des Gemütes zur Hexe geworden ist, und daß der Abschluß dieses Vorganges gleichbedeutend mit dem Herübertritt der Vorstellung auf die Bewußtseinsfläche ist. Die Beobachtung des Vorganges entzieht sich der Nachprüfung durch bewußtes Denken, denn er tritt erst nach oder mit seiner Vollendung in das Bewußtsein ein. Da die Vorstellung aber ist, muß sie geworden sein. Der Vorgang ist im eminenten Sinne schöpferisch; denn hier zeigt sich, daß im Menschlein aus einem Streichholz eine Hexe werden kann. Kurz gefaßt: Das Werden spielt sich auf der Fläche des Gemütes (welches Wort hier eine andere Bedeutung hat, als man ihm sonst beilegt) ab, das Sein auf der des Bewußtseins.

Das Paideuma hat hier nach einem Wort Goethes im Wilhelm Meister etwas Vergeistertes. Es erfüllt die Welt des Kindes mit Dämonen. Diese Dämonen (oder das Geisterhaft-Ungewisse der Umgebung) sind die infantilen Lebensäußerungen des Paideuma, die dem Werden entsprechen und sich als Phänomen, dem menschlichen Nachdenken unzugänglich (weil das Nachdenken sich auf den Flächen des Bewußtseins und des Verstandes abspielt), auf der „untersten“ Fläche, auf der des Gemütslebens abspielen, und die erst mit Abschluß des

Entstehungsvorganges spontan in das Bewußtseinsleben eintreten.

Das Dämonische ist dem Verstande nur in Auswirkungen zugänglich. Auch dem erwachsenen Menschen, der in den höchsten Momenten der religiösen und künstlerischen Erregung „den Dämonen verfällt", ist dieser Zustand später unverständlich. Die Wirklichkeit solcher Zustände ist aber eine so eminent bedeutsame, daß die Zukunft erstaunt sein wird, wie wenig ihnen bis heute Beachtung geschenkt worden ist. Das ist nur damit zu erklären, daß sie zum ersten nur bei Kindern, genialen Menschen und primitiven Völkern, daß sie zum zweiten auch bei diesen unverkümmert nur in ihrer sporadischen und spontanen Weise auftreten.

Welche Bedeutung die dämonischen Momente haben? Bedenkt doch nur, was es heißt, daß das Streichholz vom Kinde zur Hexe umgeschaffen wird! Das ist das kulturelle oder paideumatische Schaffensvermögen an sich. Kein Erwachsener, kein noch so großer Künstler, kein noch so gewaltiger Gelehrter wird je imstande sein, derartige Fundamentalkraft zu zeitigen. Und dieses Beispiel ist keine Einzelheit, solche Schöpfung nicht alleinstehend. Vielmehr: im Kinde fordert das Paideuma solche Schöpfungsbetätigung. Hier ist sie die Regel, beim genialen Menschen — denn genial bedeutet dämonisch — die Ausnahme. (Genialitätswille im Gegensatz zum Tatsachenwillen.) Gebt einem Kinde eine naturalistisch, bis in die Einzelheiten menschlich gebildete und gekleidete Puppe und daneben ein kümmerlich zugestutztes Holzstück mit einem Lappen, und ihr werdet sehen, daß es erstere zur Seite schiebt und letzteres mit aller Liebe hätschelt. Naturalistische Darstellungen werden vom natürlichen Kinde verworfen; Zwirnrollen, Streichholzschachteln, Steine, Zeugfetzen zieht es vor; denn das sind ihm Stoffe, aus dem das jugendliche Paideuma jubelnd schafft. Das Leben im und mit dem Dämonischen, dessen Äußerungsformen bisher schlechtweg als Spiel-

trieb bezeichnet wurden, ist das Schaffen, das Umbilden, das Schöpferische an sich. Das infantile Paideuma ist deshalb lediglich so lange lebens- und entwicklungsfähig, als es die Möglichkeit zum Schaffen hat.

Bezeichnend ist das Verhältnis der „Dämonen" zu den „Tatsachen" in der Welt des infantilen Paideuma. Auch das Dämonische keimt aus den im Kinde angelegten Tatsachen. Diese stellen aber für das infantile Paideuma nur das Material dar, aus dem es schafft und bildet, und die rahmenartige Begrenzung, innerhalb deren es seine Entwicklung durchmacht. — Wenigstens im natürlichen Zustand; denn im gezüchteten Paideuma wird das Dämonische, wie ich später zeigen werde, durch das Übermaß der künstlich zugeführten Verstandestatsachen anfangs häufig, später meist, im letzten Stadium endlich fast stets im Keime erstickt. Ja, man kann sagen, daß diese Züchtung überhaupt das Verkümmern des Dämonischen, das so oft gleichbedeutend mit dem Genialen ist, zur Folge hat. Im natürlichen Verlaufe des kindlichen Daseins beherrscht das Dämonische die tatsächlichen Welteindrücke und bedient sich ihrer als Stoff. Mit zunehmender Reife nähern sich dann die zunächst vereinzelten genialischen Momente einander. Die Lücken zwischen den erst nur sporadisch auftretenden werden immer kleiner, bis endlich im reifenden Leben, im Phänomen der Ichbildung und in der Gestalt der Ideale ihre Geschlossenheit, ihre Beständigkeit und ihre Wirkung zur Höhe der paideumatischen Entwicklung führt.

Aber wie im Kinde, so bleiben auch im späteren Leben die genialen Momente das eigentlich Schöpferische. Wie oft ist ein Musiker, ein Denker, ein Maler, ein Bildhauer durch einen großen Schmerz zu seinen bedeutendsten Werken „angeregt worden". Ich selbst kenne einen Ingenieur, der sich ein Jahrzehnt lang mit dem Bau einer neuen Maschine fruchtlos plagte. Am Morgen nach der Nacht, in der er seiner

geliebten Mutter die Augen zugedrückt hatte, warf er die Zeichnung wie selbstverständlich aufs Papier. Dieses Motiv ist so altbekannt, daß viele Märchen und Hunderte von gemachten Erzählungen es behandeln. Der Affekt ist eine naturnotwendige Erschütterung, deren es bedarf, um das Dämonisch-Geniale zu wecken. Und überall, wo der schöpferische Mensch solche Affekte nicht aus seinem Innern heraus hervorbringt, muß eine Einwirkung von außen erfolgen. Das ist der Grund, weswegen stark produktive Menschen eines ereignisreichen, wechselvollen Lebens bedürfen, weil aus der Wechselfülle des Daseins die Affekte erwachen, die die Verschiebung von der Fläche des Gemüts auf die Fläche des Bewußtseins ermöglichen. — Eine durchaus oberflächliche Anschauung ist es, die dem Affekt an sich produktive Kraft zuschreibt. Die genialen Möglichkeiten als Lebensformen des Paideuma waren stets schon vor der Erschütterung vorhanden — vorhanden auf der Fläche des Gemütes; ihr Herübertreten auf die Fläche des Bewußtseins wurde aber eben durch den Affekt ermöglicht. Es äußert sich also das Auftreten des Genialen im vorgeschrittenen Alter ebenso wie im Kindesleben. Bis zum Eintritt des zweiten (als das naiv Dämonische) Stadiums zeichnet es sich dadurch aus, daß es sporadisch und spontan, zufällig und wahllos, erscheint. Mit der Ichbildung fällt das Sporadische fort. Das Spontane behalten die genialen Momente aber und werden sie in jedem Alter stets behalten, wenn dies im späteren Leben auch weniger offensichtlich wird.

Das Dämonische stellt im Gegensatz zu den durch geistige Erfassung gewonnenen „Tatsachen“ im Paideuma das aufbauende Leben dar. Es ist demnach der Ausdruck des Werdens des Paideuma, so wie die „Ideale“ die des Seins und die „Tatsachen“ die des Gewordenseins sind. Deshalb ist es beinahe gleichbedeutend mit „Leben“, mit der Erfülltheit des Lebens und der Gegensatz zum „Wissen“. Es

kann beim Übertritt in das logische Bewußtsein zwar eine mitteilbare Ausdrucksform gewinnen. Es bleibt aber stets individuell und im eigentlichen Sinne unübertragbar.

8. Das Paideuma als das „Ideal" im Jünglingsalter

Nun eine Erscheinung, für die wohl jeder aus eigener Erinnerung reiche Belege wird beibringen können. Ein Jüngling ist als braves Kind seiner Eltern herangewachsen, absolvierte auf gerader Bahn seine Schule, legte seine Lehrzeit ohne sonderliche Extravaganzen zurück und erreichte so als hoffnungsvoller Sproß etwa den Anfang oder die Mitte der zwanziger Jahre, ohne in irgendeiner Weise etwas anderes als ein normaler, anerkennenswert ordentlicher, im Denken, Handeln und Fühlen so recht liebenswürdiger, bequemer und angenehmer Mensch zu sein. Er hat bis dahin ein geistiges Leben gezeigt, das seine Eltern nur erfreute. Sein Gedankengang war solid bürgerlich (wenn seine Eltern etwa gute Beamte sind) oder aber streng konservativ und königstreu (etwa in einer Offiziers- oder adligen Rittergutsfamilie), jedenfalls genau das Bild der Anschauungen wiedergebend, das seine Umgebung paideumatisch erfüllt. Seine politische Überzeugung, seine Bildung, seine Lebensführung sind bis in die kleinsten Details hinein ein Spiegelbild dessen, worin er aufgewachsen ist.

Da begegnet ihm eines Tages ein Weib, meist ist sie dem Jüngling an Jahren überlegen. Er verliebt sich; er erklärt rundweg, ohne dieses Wesen nicht mehr leben zu können. Soziale, wirtschaftliche, geistige Schranken sollen nun durchbrochen werden. Dieses Weib, oder das Leben hat seinen Wert verloren! Kein Zuspruch, keine Vorstellung, keine Logik können den bisher so vernünftigen, gutartigen, gehorsamen Sohn zur „Raison" bringen. Alle Zusprüche prallen ab. Nur gerade dieses eine Weib, so erklärt er, könne ihm

das große Lebensglück bringen, im übrigen läßt ihn die Frage der Zukunft, der sozialen Stellung, ja sogar der Kummer der Eltern gleichgültig.

In den meisten Fällen spielt mehr oder weniger wahrnehmbar eben ein Weib die entscheidende Rolle. Ich kenne aber auch andere Fälle, in denen ein Jüngling, der bis dahin etwa als Sohn eines Pastors tief religiös war, plötzlich ein leidenschaftlicher Atheist, oder der Sohn eines königstreuen Beamten ein Revolutionär wurde.

Man ist geneigt, die Ausbrüche der ersten Verliebtheit der Geschlechtsreife zuzuschreiben, und oft genug habe ich von befreundeten Ärzten den Rat gehört: „Schicken Sie den Jungen in eine vergnügte Mädchengesellschaft, in der er sich austoben kann, dann wird sich die Verliebtheit legen.“ Auch den Verlauf solcher Fälle habe ich beobachtet. Bei den Charaktervollen hatte sich die individuelle Verliebtheit nicht im geringsten gelegt, und wenn sie sich gelegt hatte, so blieb die Auflehnung des Jünglings gegen den geistigen Zwang, dem er sich bis dahin vollständig hingegeben hatte, bestehen. Solche Fälle zeigen ganz deutlich, daß der Anteil des Sexuallebens nur die Bedeutung der Anregung hat. Das Wesentliche ist dieser Bruch, das Herausdrängen, das Herausstürzen aus der bisherigen Umgebung. Die Schale ist gesprengt, der Jüngling steht dem früheren Dasein als selbständig erlebender Mensch gegenüber.

Vergleicht man das Wesen dieser Gruppe der juvenilen Erscheinungen mit denen des Kindes, dessen Paideuma aus einem Streichholz eine Hexe zu erschaffen vermag, so erkennt man, daß hier, am Ende des Kindesalters, mit dem Beginn der Jünglingszeit, die Schöpfungskraft des Paideuma und das Dämonische einen Wandel durchmachen, und zwar durch die Beziehung zum geistig beherrschten Tatsachenleben. „Dämonen“ werden hierdurch zu „Idealen“. Die Ideale sind nicht mehr spontan, sporadisch, folgenlos; sie

sind logisch durchgebildet und Elemente einer wenn auch noch intuitiven, so doch bereits kausal geordneten Weltfassung.

Das Dämonische ist durchaus Produkt der Innenwelt; es haftet zwar an sinnlich erfaßten Gegenständen und wird zum vereinzelten Dämon (die Römer sagten numen), indem es den bewußt-lebendigen Zusammenhang einbüßt und scheinbar sinnliche Selbständigkeit erlangt. Diese ist aber nicht das Wesentliche. Denn da das Dämonische im Kinde seiner ganzen Natur nach spontan und sporadisch, also ständigem Wechsel ohne Hemmung durch das Urteil der Sinne unterworfen ist, kann seine Bedeutung nicht in der Tatsache des Phänomens an sich liegen; das Bedeutsame beruht vielmehr in der Loslösung sinnlicher Einzelheiten der Außenwelt zur Gewinnung paideumatischer Elemente, die aber als sporadische noch keinen Bestand haben. Aus diesen entwickeln sich nun aber die Ideale, indem die geisterhaften Elemente in die Welt des Wirklichen hineingewachsen sind, sie durchgeistigen, das heißt: daß der Mensch sich nunmehr seines „Ich“ bewußt wird, daß das „Ich“ sich aus der Gruppenbildung des „Wir“ loslöst und ein eigenes Dasein beginnt, in dem das Ich des Paideuma als die „eine Einheit“ der „anderen Einheit“, der „Welt“, bewußt gegenübertritt. (Zweiheit oder Dualität.)

Diese Loslösung, als das charakteristische Merkmal der juvenilen Erscheinungen, ist das zweite Phänomen in der Entwicklung des Paideuma: das der Individualität.

Hieraus wird man verstehen, weshalb die Hellenen nur ihr Volk kannten und alle Außenwelt als Barbaren bezeichnen mußten. Jetzt versteht man auch, weshalb uns bisher „Weltgeschichte“ nur die Geschichte und Vorgeschichte unseres abendländischen Paideuma sein konnte, weshalb sie der wirklich großen Geschichte der ganzen Welt gegenüber als das einzig Beachtenswerte erschien. Es ist das gleiche Empfinden, das

den aufbegehrenden Jüngling in seiner Sturm- und Drangperiode nur sein eigenes Schicksal sehen und anerkennen läßt, während allen bis dahin so tief verehrten Eltern, Lehrern und Freunden Fehde angekündigt wird.

Die Ideale sind also wie die Dämonen des Kindes entstanden, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß sie als bewußt geistige Elemente mit der Tatsachenwelt in dauernde logische Beziehung gebracht werden. Sie beginnen mit dem Ich, und dieses Ich ist selbst das erste aller „Ideale".

Mit den Idealen tritt das Paideuma in das geistige Bewußtseinsleben. Seine Auswirkung wird bestimmt nach dem Maß der in ihnen sich auflösenden Dämonen und dem Anwachsen des herannahenden Tatsachensinnes des erwachsenen Mannes. Am klarsten wird das Verhältnis beim Feststellen des Begriffes der „Ideologien". Ideologien sind auch dämonischen Ursprunges, aber keine Ideale. Es sind dämonische Motive, durch welche die Tatsächlichkeit vergewaltigt wird, die also die Macht über die Tatsachen verlieren. Dagegen sind die wahrhaft wertvollen Ideale dadurch ausgezeichnet, daß zwischen ihnen und den eigentlichen Tatsachen der Welt eine Harmonie besteht, daß also diese paideumatische Erscheinung mit den Erfahrungen des Lebens in wirkungsvollen Zusammenhang gebracht werden kann. Denn dieses allein macht die Ideale lebens- und gestaltungsfähig; dieses allein gibt dem paideumatischen Ich die Herrschaft über die Tatsachenwelt: Man kann etwa das Kindlich-Dämonische als Kraft und die sinnlich-geistigen Tatsachen als Stoff bezeichnen.

Das Vorhandensein der Ideale ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit zur Kulturbildung, vorausgesetzt, daß sie imstande sind, die Welt der Tatsachen als eine organische Einheit in ein ebenso organisches Paideuma umzubilden, sie zu durchseelen, ein schöpferischer Akt, dessen Wirkung dann der Ausdruck „Stil" zu geben ist.

Die Ideale gehören einer bestimmten, verhältnismäßig

kurzen Periode des Menschen- und Völkerlebens an. In ihrer Wucht dem Leben gegenüber verhalten sie sich wie ein Napoleon oder ein Friedrich der Große zu seinem Volke. Im paideumatischen Stufenbau der bisherigen Kulturen ist ihr Vorkommen auf die juvenile Periode beschränkt, nicht aber, wie es scheint, im Menschenleben; denn wir kennen eine große Anzahl genialer Menschen, in deren Leben die Ideale bis in das hohe Greisenalter hinauf lebendig blieben. Solange sie die Tatsachenwelt harmonisch beherrschen, bleiben sie lebendig, aber unter dem massenhaften Anschwellen der verstandesgemäßen Tatsachen, der praktischen Erfahrungen, der zweckmäßigen Entschlüsse, kurz dessen, was man heute Intelligenz nennt, gehen sie zugrunde.

9. Das Paideuma als die „Tatsachen" im Mannesalter

Die „stürmenden Jünglinge" werden zu „besonnenen" Männern, die Ideale zu Tatsachen. Die Ideale entstanden in der Loslösung des Ich, in der Gegenüberstellung der Einheit des Ich und der Einheit der Wirklichkeitswelt und zwar in harmonischer Wechselwirkung. Das Ich schafft sich die eigene Welt, aus dem geographischen Lebensraum wird der paideumatische Seelenraum. Die Ideale sind sich Selbstzweck; sie erwachsen aus jubelndem, frühlingshaftem Bewußtsein des Ich, das durchaus zeitlos ist und nur ein großes Glück über das Dasein empfindet, dagegen keine Ahnung von der Vergänglichkeit hat. In ihrer Sporadität und Spontaneität, ihrem blitzartigen Aufleuchten sind die Dämonen zeit- und raumlos; die Ideale leben im Raum, nicht aber in der Zeit; sie stellen das Leben im Bewußtsein dar, nicht aber das Dasein auf der Fläche der Vernunft.

Die Ideale stellen im Gegensatz zu den spontanen und

sporadischen Dämonen eine dauernde, fortlaufende Beziehung zur Tatsachenwelt her, so daß sie deren Einwirkungen ununterbrochen ausgesetzt sind. Diese Tatsachenwelt spielt sich aber ab in einem ständigen Wechsel von Werden, Sein und Vergehen.

Die Ideale sind im Paideuma die Erscheinungsformen des Seins, bewegen sich jedoch der Grenze des Vergehens zu. Sowie sie die volle Kraft ihrer Entwicklungshöhe erreicht haben, müssen sie, da sie bewußt sind, die Wahrnehmung der Vergänglichkeit machen; die Sorge um die Erhaltung entsteht; die Einwirkung der Tatsachenwelt wächst; das Bedürfnis der Lebenserhaltung, unter dem Druck der Sorge, führt zur verstandesgemäßen Sammlung der Erfahrungen und zur Beobachtung der bewußten Zweckmäßigkeit, zur Vernunft.

Aus der herbstlichen Sorge der Erhaltung des Ich entsteht als drittes Phänomen die verstandesmäßige Kausalität, und damit sind die „Tatsachen" in ihrer strenggeistigen Starrheit voll entwickelt. Die Ideale waren Selbstzweck, die Tatsachen haben materielle Zwecke. Sie entstehen im und aus dem Geiste, und deshalb ist dieses Phänomen der Kausalität unvergleichlich leichter in seiner Entstehung und nach seiner vielseitigen Auswirkung zu erkennen, als das des genialen Schöpfertums (Dämonen) und das der Individualität der persönlichen Ideale. Im Vordergrunde steht zunächst die Erscheinung der Einengung des Ichbewußtseins. Das Ich bleibt nicht mehr ein idealer Gegensatz zur Tatsachenwelt, sondern wird als „Intelligenz" ein Teil derselben. Damit Hand in Hand geht die Auflösung der Harmonie.

Wenn im juvenilen Stadium das paideumatische Ich der Tatsachenwelt gegenübersteht, so geht das Ichgefühl auf der virilen Stufe schrittweise der kausalen Eingliederung in sie entgegen. Das geschieht auf dem Wege der systematischen Aufreihung von Erfahrungen. Auf der Bahn dieses praktischen Mechanisierens der Welt schwindet die Intuition, die durch Wissen und Nachdenken ersetzt wird.

Die Ideale umfaßten das Riesenmaß der gesamten Wirklichkeitswelt als Gegenstück zum Ich. Die „Tatsachen“ umfassen nur Einzelheiten eines Weltmechanismus und messen an ihnen von Fall zu Fall das eigene Ich ab. Aus den Einzelheiten baut der Verstand sich ein kümmerliches Bauwerklein auf, das er in übermäßiger Einschätzung „die Welt der Natur“ nennt, das er für „das“ Endgültige, für „das“ Wahre hält. Nur was ihm kausal zugänglich ist, ist gültig. Er ahnt nichts mehr von der titanenhaften Großartigkeit eines von Idealen durchleuchteten Weltbildes, da nur nützliche und wissenschaftlich erwiesene Einzelheiten beachtenswert und überhaupt von Wert sind. — „Von Wert“: das ist bedeutsam. Auf diesem Wege wird das „Ich“ in langsamem Wandel zu einem „für mich“. Das „Ich“ der Ideale war eine Kraft; das „Ich“ der Tatsachen ist ein Wertmaß.

Das Ich steht also nicht mehr der Tatsachenwelt gegenüber, sondern ist selbst eine Tatsache und demnach, als ihr Mittelpunkt, ein Teil der Tatsachenwelt, in der alles gemessen und gewertet wird, alles: Kraft, Raum und Zeit. An Stelle des organischen Kraftgefühles tritt das Bewußtsein verwertbarer mechanischer Kraft; an die Stelle des Raumgefühles der vernunftgemäß ausrechenbare Raum, an Stelle des schicksalhaften Seins endlich die mit der Uhr meßbare Zeit.

Das entscheidende Merkmal objektiver „Tatsachen“ ist die verstandesmäßige Kausalität, gewachsen auf der vernunftgemäßen Sorge. Hier ist der schwere Irrtum zu begleichen, der wieder und immer wieder begangen ist, indem die „Not“ als „die Quelle aller Kulturfortschritte“ bezeichnet wird. Sicherlich ist die Not, je primitiver die Menschheit ist, eine um so gewaltigere. Aber die aus der Not geborene Sorge keimt im Paideuma stets nur aus dem Tatsachenblick, stets nur an der Grenze der Vergänglichkeitserkenntnis, d. h. als Frucht der Kausalität. Nur im Zusammenhang mit der verstandesmäßigen Kausalität kann die Sorge auf der Fläche der Ver-

nunft produktive Kraft gewinnen, ohne dieses Zweckbewußtsein bleibt sie latent. Die fortschreitende Kultur steigt aber empor aus der juvenilen Lebensform, d. h. aus den Idealen.

Hierfür will ich einige lehrreiche Beispiele bringen, die sich auf die Entstehung des Hack- und Pflugbaues beziehen. Auch von diesen „Erfindungen" hat man bis vor kurzer Zeit angenommen, daß sie von den Menschen aus Not heraus mit Zweckbewußtsein ins Leben gerufen wären.

Bei einem äthiopischen Volke Nordkameruns, einem in die Berge vertriebenen Tschambastamme, traf ich auf die Sitte, im Herbste in die verlassene Ebene herabzusteigen und hier unten von den alten Feldern die nachträglich wildwachsenden Kornfrüchte zu sammeln. Im Frühjahr kehrten dann die Leute mit einer hölzernen Spatenhacke zurück, schlugen einige Löcher ins Feld und säten in diese von den im Herbst gewonnenen Körnern. Das war ein Opfer an die Mutter Erde. Von dem so gewonnenen Korn wurden nur wenige Breiklöschen gekocht, die zur Hälfte an die Ahnengeister, zur Hälfte an die Frauen verteilt wurden, damit letztere so für die Wiedergeburt der mit dem Korn in naher Beziehung stehenden Verstorbenen vorbereitet würden. Dagegen wurde das sonst auf diesen Feldern sich von früher her selbst aussäende Korn zwar auch gesammelt, aber von aller Welt genossen. Diesem letzteren haftete nichts von Heiligkeit an.

Hier liegt die Entstehung des Hackbaues deutlich zutage. Die erste Stufe war offenbar ein Einsammeln des Kornes, das wild wuchs. Als Ideal entstand die Sitte, aus Dankbarkeit und um die durch den Kornschnitt verwundete Mutter Erde zu versöhnen, ihr wieder Körner zurückzuerstatten, deren Früchte aber als heilige Opfererzeugnisse nicht etwa dem profanen Leben zurückflossen. Erst in späterer Zeit nahm der Hackbau mehr und mehr profanen und verstandesmäßigen Charakter an. Die geschilderte Sitte stammt also aus der Zeit vor dem Hack-

bau und beweist, daß dieser aus dämonischen Vorstellungen zunächst als Ideal entstanden ist. Erst als die sorgende Kausalität die Ideale verkümmern ließ, als die nüchternen Tatsachen im Geiste herrschend wurden, stellte sich die praktische, zweckmäßige Verwertung der „Erfindung“ des Hackbaues als profaner Wirtschaftsbetrieb ein.

Diese Beobachtung wird deshalb so interessant, weil sie sich mit einer Hypothese Eduard Hahns deckt. Die Schlußfolgerungen dieses Gelehrten führen die Entstehung des Pfluges und der Pflugwirtschaft auch auf eine mythologische Quelle zurück; nach ihnen waren die ersten Pflugbestellungen Zeremonien, bei deren Ausführung der Pflug der Phallus des ihn ziehenden, der „Mutter“ Erde samenspendenden „männlichen“ Rindes war. Ebenso muß man sich die Entstehung des Wagens aus der Verwendung des die vermeintliche Gestirnumdrehung symbolisierenden Rades vorstellen; ebenso die Entstehung des Feuerbohrers, dessen Erfindung kausalitätsgierige Naturforscher auf Naturbeobachtungen zurückführen wollen. (Wallace ist so harmlos, zu behaupten, die Eingeborenen hätten einen vom Sturm abgebrochenen, in ein Astloch geratenen Ast, vom Winde in diesem Astloch gewaltsam quirlend herumgeführt und so Feuerfunken hervorbringen gesehen und dies dann nachgeahmt.) Ebenso erwächst die Schrift aus den symbolischen Darstellungen und Bannformen als Mitteilungsmittel erst im Stadium der Kausalität und am Ende einer langen Entwicklungsreihe, die noch nichts mit irgendeinem intellektuellen Mitteilungsverfahren zu tun hat.

Das alles sind Umbildungen von Idealen in Tatsachen. Tatsachen sind verstandesmäßig angewandte Ideale. Durch verstandesgemäße, kausale Verallgemeinerung der letzteren entstehen die ersteren, unter Verschiebung von der Fläche des Verstandes auf die der Vernunft. Der „Jubel zur Tat“ löst sich in dieser Verallgemeinerung auf in „Bedürfnis zur Arbeit“. Das Ich wird zum gesetzmäßigen Teil der Tatsachenwelt, der

Natur, des Volkes, des Staates oder sonst irgendeiner Gemeinsamkeit, die als solche, in der Sorge um die Erhaltung, durch Massenbildung die hinsiechende Kraftmenge des individualen „Ich“ ersetzen muß. Das Ich der Ideale war in bedeutsamem Sinne Qualität; das Ich der Tatsache ist lediglich Maßstab für Quantitäten.

Die Tatsachen sind nun auch nicht mehr Eigenart und Eigentum des Individuums, sei es dargestellt durch eine persönliche oder eine im paideumatischen Sinne erwachsene Volksbildung. Sie sind Allgemeingut, an dem alle teilhaben und das nur sehr begrenzt an den ursprünglichen Lebensraum gebunden ist, so wie der Baum wächst und blüht, gebunden an seine Scholle, also an seinen Lebensraum, seine reifen Früchte aber von jedem Wind und gleichgültig weite Strecken hin ausgesät werden können. Das Straßburger Münster konnte so nur in Straßburg, die Hagia Sofia nur in Konstantinopel erwachsen; ein „modernes Gebäude im Renaissancestil“ kann „man“ aber geradesogut am Südpol wie in den Urwäldern Brasiliens „machen“. Das Tatsachendasein ist eben ein Mechanismus, in dem das Einzelwesen die Stelle eines Maschinenrades einnimmt. Tatsachen sind also nur in begrenzter Weise an Zeit und Raum gebunden, gewissermaßen Ausscheidungen des Paideuma. Damit hängt es zusammen, daß das im Neste aus dem Ei auskriechende Kücken sogleich mit seinem Eintritt in die Welt Kornfrüchte und Sandkörner unterscheiden kann, und daß das neugeborene Kind sofort nach der Mutterbrust greift.

10. Paideumatische Polarität

Unter den Lehrern meiner Studienjahre werden mir stets zwei als Typen eines tiefmenschlichen Gegensatzes in Erinnerung bleiben. Der eine lehrte kantische Philosophie; der

andere war Professor Heusler in Basel, der Philosophie und Geschichte der Philosophie ganz allgemein vortrug.

Ohne Zweifel war die eigentliche Quantität wirklich aufzunehmender Stoffe bei dem Kantlehrer wesentlich größer als bei Heusler; diese Menge des Wissens fuhr aber wie ein schwer bepackter Güterzug alles andere zermalmend in den Geist des Zuhörers. Das war bei Heusler nicht der Fall. Hier herrschte vielmehr die großartige Stimmung, wie sie etwa eine Wanderung durch eine gebirgige Landschaft in Nacht und Gewitter zu erwecken vermag; es war, als zuckten ununterbrochen, bald hier bald dort, die leuchtenden Blitze herunter, die hier einen wohlgeformten Hügel, dort eine malerische Baumgruppe, dazwischen ein anmutig gebettetes Gehöft, im Hintergrund aber imposante Bergspitzen zeigen, alles einzeln und unerwartet aus der schwarzen Nacht aufleuchtend, aber doch am Ende dem aufmerksamen Beobachter die Vorstellung eines großen, in sich abgeschlossenen und organisch verständlichen Landschaftsbildes gebend.

Der Erfolg beider Vorlesungen war natürlich grundverschiedener Art. Aus der einen trug ich ein klar und übersichtlich gefülltes Kollegheft nach Hause und gewann ein System geordneten Wissens, das mich sicherlich jedes Examen hätte gut bestehen lassen. Der Unterricht bei Professor Heusler zeitigte eigentlich nichts derart Faßbares oder Verwendbares; dagegen eilte ich nach jeder seiner Stunden in einer unendlich gehobenen Stimmung heim, angefüllt mit Schaffensdrang und gierig, die geschärfte Waffe anzuwenden. Und heute, nach so manchem Lustrum, habe ich mein schönes Wissen auf dem Gebiete der Kantschen Philosophie bis auf einen kleinen Rest eingebüßt, den Wetzstahl Heuslers spüre ich aber noch unvermindert, und seine Nachwirkung wird bis an mein Lebensende währen.

Ich habe dieses Beispiel angeführt, um den großen Unterschied genialer und nur tatsächlicher Einwirkungen auf das Leben zu zeigen. Es ist klar, daß der Kantlehrer ein Sammler

von Tatsachen, Heusler dagegen ein Schöpfer von genialer Art war, und zwar weil ersterer wußte, Wissen ordnete und das derart Gewordene weitergab, letzterer, weil er erlebte und Erlebtes lebendig weitergab. Nicht zum wenigsten ist die nur kurze Nachwirkung bei dem einen, die dauernde bei dem andern von entscheidender Bedeutung; das Wissen an sich und die nur durch solches erzielte Geistesbildung verliert sich, wenn ungenutzt, im Laufe des Lebens; erst wenn die Bildung des jugendlichen Geistes mit den Idealen in Verbindung tritt, bedeutet sie auch eine bleibende Vertiefung, eine Entwicklung des Paideuma.

Damit ist der Unterschied des Organischen und Anorganischen im Paideuma gegeben. Das Verhältnis beider ist für die Entwicklungsfähigkeit und die Entwicklungsform des Individuums maßgebend. Ich werde in dem nächsten Kapitel über die Entwicklung des Paideuma zeigen, wie das junge Paideuma in der naturgemäßen Entwicklung anorganische Elemente automatisch übernimmt und dadurch seine Wachstumsfähigkeit fördert. Ein Beispiel dafür ist das Kind, das für die Dinge, die es als solche allmählich entdeckt, durch unwillkürliche Laute Namen und damit Kennzeichen findet. Hier ist demnach die Sprache als anorganisches Element ein Mittel, ein Werkzeug, eine Hilfe; wenn ich dagegen das Kind zwinge, einen Satz in Objekt, Subjekt und Prädikat zu zerlegen, verlange ich von ihm eine zweckmäßige Anwendung der Sprache, die dem infantilen Paideuma eine nicht nur überflüssige, sondern sogar schädigende, weil gegen seine Natur wirkende Belastung ist, insofern eine außerordentlich gefährliche Maßnahme, als sie das natürliche Wachstum der infantilen Seele hemmt. Dieses Wachstum findet auf der Fläche des Gemütes statt; die übermäßige Belastung mit fremden Tatsachen führt mindestens zu einer vorzeitigen Entwicklung des Paideuma auf der Verstandesfläche, so daß auf solche Weise Geschöpfe mit verkümmerten Leibern

und übermäßig schweren Köpfen gezüchtet werden. Eine derartige Belastung kann so weit führen, daß in dem kindlichen Paideuma alles Dämonische schon ganz früh einschläft, was freilich nicht hindert, daß der betreffende Mensch nicht doch noch ein recht brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft wird. Denn in vorgeschrittenen, besonders alternden Kulturformen ist das Bedürfnis nach Intelligenz, d. h. reinem Tatsachensinn, größer als das nach Genie.

Wer vor dem Kriege einen Einblick in den mitteleuropäischen Verwaltungsapparat, die Methode der Besetzung der Professorenstühle, die maßstäbliche Bedeutung der Examina gewonnen hatte, der mußte erkennen, daß der Weg der europäischen Kultur schon damals mehr und mehr von der Harmonie paideumatischer Zusammenwirkung aus der Jugend stammenden Genies und im Mannesalter reifender Intelligenz zur Bevorzugung der letzteren sich entfernte. Der „bequeme" Beamte wurde dem geistvollen vorgezogen, der zur systematischen Abspulung seines Semesterstoffes geeignete Professor dem genialen Geisteskämpfer und Seelenbildner. Die Menge Examina förderte vor allen Dingen die Masse des aufgenommenen und nur geschickt wiederzukäuenden Wissens, konnte aber in keiner Weise auf die Fähigkeit, das Wissen durch Erleben zu organisieren, Rücksicht nehmen.

Aus dem Zusammenhang des bisher Dargelegten geht hervor, daß die Altersklassen primitiver Kulturen einem natürlichen Stufenbau des Paideuma entsprechen, und daß sie sich entwickeln, weil sich naturgemäß die Träger des infantil Dämonischen, die der juvenilen Ideale und die der virilen „Tatsachen", also dreier in ihrer Struktur wesenhaft verschiedenen Welten, untereinander am besten verstehen. In primitiven Kulturen sind die Menschen der gleichen paideumatischen Stufe also auch meistens gleichaltrig. In höheren Kulturen ist das nicht so. Dort treten zwei Entwicklungserscheinungen auf, die den primitiveren fehlen, nämlich das

„Wunderkind“ und das „Genie“. Das erstere ist gleichbedeutend mit dem „vorzeitigen“ Einsetzen der juvenilen Ideale im Kinderdasein, das letztere mit dem Weiterwirken der juvenilen Ideale über das Jünglingsalter hinaus in das Mannes-, ja sogar Greisenalter, in welchem, dem normalen Verlauf nach, die „Tatsachen“ schon lange die Vor- und Alleinherrschaft an sich gerissen haben.

Demnach muß der Weiterforschende wahrnehmen, daß die paideumatische Gleichmäßigkeit bei den Primitiveren überhaupt strenger an die Gleichaltrigkeit gebunden ist als bei den Trägern höherer Kulturen. In unseren Banken sitzen blutjunge Direktoren neben grauhaarigen, junge Ingenieure arbeiten in großen Fabriken neben alten. Wenn im Widerspruch damit den jüngeren Talenten unter Künstlern und Gelehrten und noch mehr unter Beamten selten die Anerkennung und Stellung zuteil wird, die ihre Leistungen verdienen, so ist das eben nur eine durch die Einstellung des modernen Lebens auf die Intelligenz, also eigentlich eine Altersform bedingte Oberflächenerscheinung. Auch bei uns würden verschiedene Altersklassen nebeneinander statt untereinander zur ethischen Wertung kommen, wenn nicht unser mechanistisches Zeitalter die Räder des Maschinenbetriebes zum Vorbilde des sozialen Lebens genommen hätte.

Diese Abweichung von der paideumatischen Entwicklung zeigt aber einerseits, daß die höheren Kulturen das Einzelpaideuma, die Persönlichkeit, frei machen von der Gebundenheit an eine Altersklasse, und andrerseits, daß diese Loslösung noch deutlicher zutage treten und sich in ihrer ganzen Bedeutung zeigen könnte, wenn die intellektuelle Tyrannei unseres mechanistischen Zeitalters abgeschüttelt werden könnte.

Damit weitet sich der Blick und die Kulturen selbst sondern sich in Gruppen: die der primitiven Kulturen, deren Paideuma die Stufe der reinen Tatsachenwelt überhaupt nicht

erreichen kann (daher der „Niedergang primitiver Völker"), die der monumentalen Kulturen, deren einer wir selbst angehören und die durch Loslösung des Einzelpaideuma, der Persönlichkeit, vom Schicksal des Gesamtpaideuma und also der persönlichen Lebensstufen von den allgemeinen Altersklassen ausgezeichnet sind, und endlich die noch nicht verwirklichte Kulturform der Zukunft (14. Kap.).

11. Entwicklung des Paideuma

Wer durch größere Orte, besonders durch die Karawansereien und Bazare orientalischer Städte, wie Konstantinopel, Alexandrien, Tunis, Algier, wandert und sein Augenmerk auf die Unterhaltung der Kinder richtet, wird wahrnehmen, daß schon kleine Geschöpfe im Alter von 5 bis 6 Jahren mit Leichtigkeit drei, vier und mehr Sprachen handhaben und sich in ihnen allen mit fast gleicher Geläufigkeit auszudrücken vermögen. Auf Grund dieser Beobachtung ist behauptet worden, daß den orientalischen Rassen eine größere Veranlagung zum Sprachenlernen „zuteil geworden ist" als den Okzidentalen. Eine Untersuchung der Volkselemente, die sich unter diesen Kindern befanden, beweist jedoch die Unhaltbarkeit solcher Erklärung; ich habe in solchen Gruppen auch italienische, spanische, maltesische, französische und nordische Kinder gefunden, die in der Fähigkeit, in diesem Alter mehrere Sprachen zu beherrschen, den Orientalen nichts nachgaben. Auch ist in andern Gebieten dasselbe zu beobachten. In der Schweiz sind im Grenzgebiet der deutschen, italienischen und französischen Sprachzone außerordentlich viele Kinder schon aller drei Sprachen mächtig; Ähnliches ist in Holland und Belgien und noch sehr viel mehr in vielen Teilen des westlichen Afrika wahrzunehmen.

Wie weit diese Fähigkeit einem bestimmten Alter zugehört,

zeigt folgende Beobachtung: In Dresden hatte ich eine Studienkameradin, die, deutscher Abstammung, in England zur Welt gekommen war. Sie hatte bis zu ihrem fünften Jahre in England gelebt und dort nur die englische Sprache erlernt. Darauf war sie nach Deutschland gekommen und hatte hier unter sehr kümmerlichen Verhältnissen ihr Leben bis zum 17. Jahre verbracht. In diesem Alter hatte sie jede Erinnerung an die Sprache ihres Geburtslandes und ihre erste Kindheit verloren, hatte dann Französisch, Lateinisch und Griechisch gelernt und begann nach ihrem 24. Jahre das Studium der englischen Sprache von neuem; und es wurde ihr blutsauer, das zu gewinnen, was ihr als Kind mühelos schon einmal zugeflogen war. Ihre Aussprache war geradezu schlecht, und die Vereinfachung des Satzbaues der englischen Sprache wollte ihr durchaus nicht gelingen.

Endlich ist es ja eine bekannte Tatsache, daß jedes Kind, dem von der Wiege an eine deutsche Mutter, eine englische Amme und eine französische Erzieherin zur Seite stehen, alle drei Sprachen spielend aufnimmt, wenn die Personen seiner Umgebung immer in ihrer Muttersprache mit ihm verkehren. — Also handelt es sich bei dieser Erscheinung um eine Fähigkeit des infantilen Paideuma, die mit dem Heranreifen abstirbt.

Hier wäre nun zweierlei zu untersuchen. Einmal: wie ist der Sprachsinn des Kindes zu verstehen? Zweitens: womit ist das Absterben dieser Fähigkeit im höheren Alter zu erklären? Zur Beantwortung dieser beiden Fragen wird es nötig sein, sich über das Verhältnis der Sprache oder vielmehr des Sprechens zum Paideuma klar zu werden. Ich zeigte oben, daß die Ideale sich auf der Fläche des Gemütes entwickeln und dann erst auf die Fläche des Bewußtseins übertreten, daß die Tatsachen sich im Bewußtsein entwickeln und auf der Fläche des Verstandes erkannt werden. Dagegen kann ich nur immer wieder darauf hinweisen, daß das Dämonische sich auf der Fläche des Gemüts ohne Beziehung zu irgendeiner

Ausdrucksweise, also auch nicht zur Sprache, ausbildet. Jeder wirklich schöpferische Mensch, schöpferisch in Wissenschaft oder Kunst (die nur in ihren Äußerungen auseinandergehen, dem paideumatischen Innensinn zufolge aber eine Einheit darstellen), weiß, daß jede Neuschöpfung ursprünglich jenseits der Grenze des Sprechens entsteht. Er weiß, wie schwer es oft hält, die Schöpfung in die Form der Sprache zu bringen, das, was ihm innerlich klar und gewiß ist, für andere mitteilbar zu machen, ebenso, wie es ja dem Musiker ergeht, der es in seinem Innern gären, drängen und stürmen fühlt, ohne daß er gleichzeitig schon die Möglichkeit gewinnt, das alles in objektive Formen zu fassen. Und das ist ganz natürlich. Denn, wie gesagt, diese Vorgänge spielen sich instinktiv, auf der Fläche des Gemüts ab, und erst mit einsetzendem Bewußtsein führen sie im Affektausbruch zu Lauten und Tönen. Diese sind aber als Affektausdrücke zunächst nur anorganische, bedeutungslose Laute und Töne, noch nicht musikalisch-organische Klänge und ebensowenig gesprochene sinnvolle Lautverbindungen.

Das kindlich-geniale Paideuma, das dämonische Schöpfertum, entwickelt sich also unabhängig vom Formenkreis der Sprache, und das Sprechen, so gut wie jede andere Form der sinnlich gegliederten Mitteilung ist demnach ein neu dazu gewonnenes Kulturgut, das wie jedes andere seine Entwicklung durch die drei Perioden nimmt, der spontanen und sporadischen Variabilität, der harmonischen Organität und der anorganischen Mechanik. Diese drei Stadien durchlaufen alle Sprachen. In den ältesten ist die große Variabilität der Laute erhalten (Sprachen der Tonhöhe, wie die Sudansprachen). Eine jede macht später den Wandel zum größten grammatischen und syntaktischen Formenreichtum durch und verkümmert dann von dieser Höhe abwärts. Letzteres ist beim Altägyptischen, Griechischen und ganz besonders bei der Entwicklung des modernen Englisch und Französisch zu be-

obachten. Die Sprachen beginnen also mit Lauten, die als primitive Äußerungen der Verschiebung von der Gemütsfläche zur Vernunftfläche entstehen. Dies wäre das infantile Alter der Sprachbildung. Es folgt für die Stufe der Ideale die organische Variabilität der größten Formenfülle. Auf der dritten Stufe ist die Sprache ein mechanisches Hilfsmittel geworden, welches sich nur in der Richtung des praktisch-intellektuellen Gebrauchs verändert.

Das innere Leben unserer Kinderwelt entwickelt sich also beziehungslos zur Sprache, und die Sprache führt ein gewissermaßen lebloses Dasein. Das Leben des Kindes bedient sich des Sprechens, nicht der Sprache, und ein Leben der Sprache, das sich des kindlichen Gemütes bedient, gibt es noch nicht.

Sehr deutlich zeigt sich dies auch in der Entwicklung der Dichtkunst. Primitive Dichtwerke, wie die der Hottentotten, und auch Kinderverse nordischer Völker zeigen eine große Summe nebeneinander geordneter Bilder oder Sachreihen, hinter denen ein Sinn, ein Lebendiges keimt, das jedoch nur im Gemüte des schlichten Dichters oder Sängers, nicht im sprachgewordenen Werke lebt. Der Sinn an sich, der mit dem „Inhalt" als dem künstlerischen Substrat einer „Form" nichts zu tun hat, ist hier wesentlicher als das Ausgesprochene. Die Tonmalerei ist ein Ausklang des infantilen Lautlebens, das sich später noch in Alliterationen und Reimen kenntlich macht.

Im Gegensatz hierzu wird jedes Gedicht eines modernen Künstlers, es sei denn, daß er sich in atavistischen Rückfällen wie mystischer Transzendenz (geistiger Rückfall) oder Dadaismus (formaler Rückfall) bewegt, jede Einzelheit der Gemütsbewegung schildern und sprachlich fixieren. Damit ist dann die Stufe der „Tatsachen" auch in der Verwendung der Sprache erreicht. Die Sprache ist damit zum mechanistischen Gute in mechanistischer Verwendung geworden. Zwischen beiden Extremen steht die organische, die eigentliche große Dichtung, zumal in der monumentalen Periode.

Die Verwendung der Sprache zeigt also, wie sie sich als eine rein äußerliche Konvenienz, aus echomäßigen Wiederholungen des variierenden Lautlebens und auf der Fläche des Gemütes entsprossen, entwickelt hat. Nicht die Sprachen, sondern die Lautkonvenienzen waren die ersten sich vererbenden Tatsachen der Stimmverwendung. Auf dieser Stufe ist das Sprechen als solches demnach in keiner Weise ein bewußter und in seinen Mitteln der Beobachtung unterliegender Vorgang. Es berührt das Ohr des Kindes wie das Quietschen einer Türe, wie der Schrei eines Vogels, wie eben die Geräusche und Laute des Natur- und Kulturlebens, die alle in der gleichen Weise mit der intuitiven Erfahrungswelt des Paideuma in Beziehung treten und die dem Kinde allmählich vertraut werden, aber nicht wiedergegeben werden können, weil sich das Organ der menschlichen Stimme hierfür nicht eignet, weil sie also nur mit bewußter Anstrengung wiederholt werden könnten. Wie nun aber ein Kind ohne eine darauf gerichtete Aufmerksamkeit all die unendlich vielen Töne und Laute der es umgebenden Natur aufnimmt, so kann es auch ohne Absicht mehrere Sprachen erlernen, solange sie ohne Anforderung an sein Bewußtsein in seiner Umgebung angewendet werden. Hier bemerkt man indessen bei einfachen afrikanischen Völkern und bei europäischen Hochzivilisierten einen wesentlichen, aber natürlichen Unterschied.

Erst „entdeckt“ das Negerkind eine Person, dann wendet es für sie einen Laut resp. Namen an; erst „entdeckt“ es die Notwendigkeit, Bedürfnisse zu erfüllen, dann erst wendet es dafür lautmäßige Bezeichnungen an. Die Entdeckung geht also dem Laut voraus, und zuweilen läßt sich ganz deutlich wahrnehmen, daß diese ersten Laute aus affektiven Äußerungen entstehen, die ja häufig die Verschiebung von der Fläche des Gemütes auf die des Bewußtseins begleiten (7. Kap. S. 63). Die objektiv beschränkte, wenn auch vielfach unterschätzte, subjektiv

aber auffallend große Lebens- und Äußerungskraft der Kindersprache ist aber nicht durch die noch ungeübten und schwerfälligen Sprachorgane zu erklären; sie folgt vielmehr aus der Schöpfungstat, welche die „Entdeckung“ bedeutet. Im „infantilen“ Alter entdeckt das Kind in spontanen Ausbrüchen die Umwelt — das ist die schöpferische, dem seelischen Wachstum entsprechende Entwicklung des Dämonischen. Dagegen sind das Sprechen und die Sprache nur Folgeerscheinungen. Das heißt: das Entdecken füllt das ganze Wachsein aus; das Sprechen geschieht unbeabsichtigt und unbewußt. Die der jedesmaligen Entdeckung folgende affektive Erregung ist so stark, daß sie unwillkürlich aus verschiedenen Einwirkungskreisen (Sprachen) verschiedene Bezeichnungen, und zwar diese nebeneinander, aufnehmen kann. Das Echomäßige wird durch die geringste Aufmerksamkeit auf das Medium der Sprache sofort gehemmt. Dies aber ist bei Primitiven völlig ausgeschlossen. (Dazu ist zu erwägen, inwieweit der im 10. und 13. Kapitel herangezogene paideumatische Subjektivismus einwirkt.)

Dies gilt für die Zeitspanne, in der das Paideuma sich auf der Fläche des Gemütes schöpferisch mit der Entdeckung der Umwelt beschäftigt. Bei der ersten Anwendung der Worte Vater, Mutter usw. hat der sprachliche Ausdruck mit dem Bewußtsein nichts zu tun. Im reiferen Alter verschiebt sich dagegen im Paideuma das Bewußtsein von dem Objekt der Sprache zur sprachlichen Ausdrucksweise selbst. Die Hebelkraft der „Entdeckungen“ fällt fort. Zuletzt assimiliert das Bewußtsein des Objektes sich mit dem Bewußtsein des Sprachausdruckes dafür. Wenn nun der Mensch im vorgeschrittenen Alter eine neue Sprache lernt, so deckt sich das Inbewußtseintreten irgendeiner Sache nicht mehr gleichzeitig und selbstverständlich mit der neuen sprachlichen Bezeichnung. Der Mensch kennt ja die Dinge in einer anderen Sprache. Er muß also die Wörter technisch

lernen und kann dieses nicht viel anders, als indem er übersetzt, d. h. er empfindet und denkt in einer oder mehreren von Kindheit auf gewohnten Sprachen, und wenn er noch mehr Sprachen aufnehmen will, so kann er das nur auf der Fläche des von Natur engen Bewußtseins. Solange die Sprachen als Lautsummen und ohne Anforderungen an das Sprechbewußtsein in der Umgebung des infantilen Paideuma lebendig wirken, klingen sie leicht aus ihm wider. Sowie aber das schon sprachkundige Bewußtsein rege ist, ist das Paideuma gezwungen, eine Verleimung zwischen Sinn und Sprache (Bewußtsein des Objektes selbst und Bewußtsein des Objektnamens) vorzunehmen, und so tritt an Stelle der Entdeckungstat eine Verbindungsarbeit. Die Sprache ist dann etwas von außen Gegebenes, etwas von außen „Ererbtes", das mühsam mit dem inneren paideumatischen Sein und mit dem schon früher Erlebten und jetzt nur noch Bewußten und nur im Wissen Vorhandenen in Harmonie gebracht werden muß.

Als die Gebiete, auf denen das Paideuma Ideale in mitteilbare Formen faßt, wurden bislang angesehen: Musik, bildende Kunst, Architektur, Dichtkunst und Philosophie. Nach dem, was sich hier zeigte, wird man in Zukunft aber auch die Sprache hinzufügen müssen. Nach den an Kindern zu machenden Beobachtungen muß die Sprache als sinnliche Verkörperung, als Symbolisierung von Idealen einmal aus dem Lautleben der Gemütsfläche in das organische Sprechleben auf die Bewußtseinsfläche getreten sein, — weswegen ja zwischen den primitiven Tonhöhensprachen und den „dekadenten" Handelssprachen die unendlich fein gegliederten Vollsprachen stehen. Dieser hohen Bedeutung der Sprache kann sich die abendländische Jetztzeit nicht mehr voll bewußt sein, weil deren Sprache fast schon ein rein mechanistisches Gut geworden ist. Das heißt aber, daß die Sprache einstmals, ebenso wie noch heute jedes echte Kunstwerk, Selbstzweck war, daß es einst

erhabene Bildungen und Kunstformen der Sprache gab, die dem Menschen das waren, was ihm je zu ihrer Zeit eine Dichtung des Aischylos, ein Gemälde von Raffael, eine Bachsche Fuge bedeuteten. Einst war die Sprache und das Sprechen etwas Heiliges; die Gottheit war darin; jetzt sind sie zum einfachen mechanistischen Mittel geworden, das dem Kinde in hochzivilisierten Völkern nur in dieser Form entgegentritt.

Gleiche Umbildung ist auf allen Gebieten der Kultur zu erkennen. Karl Bücher denkt rein mechanistisch mit seiner materialistischen Beweisführung vom Ursprung der Arbeitsgesänge. Denn keine „Arbeit" ist „ursprünglich". Alles beginnt mit der Tat und mit dem Schaffen. Es sind, um es deutlicher auszudrücken, Ausbrüche tiefinnerlicher Stimmung, die dem Tun wie dem Gesang das Leben gaben; alles, was heute als Arbeit bezeichnet wird, ist ursprünglich dämonischer Herkunft, ist aus der Tiefe des Innenlebens herausgeboren und mit der gleichen Empfindung ins Leben getreten, wie nur je ein Musikwerk oder Kunstwerk überhaupt. (Vergleiche, was über den Landbau S. 71 ff. gesagt wurde.) Es gibt für alle Arten paideumatisch-schöpferischer Empfindungen einen einzigen Ausdruck, der sie würdig bezeichnet und kennzeichnet; es ist das Wort: heilig! Man muß nur den tiefinnerlichen Ernst sehen, mit dem ein Kind seine ersten Sandzeichnungen ausführt, mit dem es seine ersten Kochtöpfe formt, seine ersten Wörter immer und immer wieder sich vorspricht, vor allem bei seinem ersten Spiel mit Feuer und Wasser. Und was hier die Seele eines Einzelwesens zeigt, das bestätigt das früheste Innenleben ganzer Kulturen. Denn die Entwicklung beider verläuft in Übereinstimmung.

In der Tat hat Preyer nach vielen Beobachtungen schon nachgewiesen, daß jedes aufwachsende Kind stufenweise gleiche Äußerungen des Paideuma kundgibt. Er ist in seiner Darlegung nur bis zur ersten Lautverwendung und Echobildung, bis zur Bildung der ersten Objektsfixierung gekommen und

hat dann an der Schwelle des Wesentlichen haltgemacht — hat haltmachen müssen, weil im Okzident heute die Kinder, sobald sie nur der geringsten geistigen Aufnahme fähig sind, schon derartig „erzogen" und mit Tatsachen vollgepfropft werden, daß für eine natürliche Ausbildung des infantilen Paideuma keine Möglichkeit mehr besteht.

Wenn aber auch die freie Entwicklung der Kinderseele in unserer Zeit unmöglich geworden ist, so läßt sich doch in der Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, eine klare Stufenfolge erkennen, die der Entwicklung einer Sprache durchaus entspricht, und zwar von der kindlich unbewußten Lautbildung, welche die als Gegenstände erkannten Eindrücke bezeichnet, bis zur verstandesmäßigen Arbeit des späteren Erlernens einer fremden Sprache. Wie ein Kind damit in sich die abgekürzte Geschichte einer Sprache wiederholt, so wiederholt es die Kulturgeschichte durch den in bedeutsamer Reihenfolge erwachenden Sinn für Bauen, das Spiel mit Feuer und Wasser, für Tanzen, Singen, Zeichen usw. — mit einem Unterschied: Was im Gesamtpaideuma aus sich selbst entstand, das wird im kindlichen Einzelpaideuma nur wiedergeboren: es wirkt in der Kindesseele als Erbe der Vergangenheit; es ist zum Mittel der Entwicklung geworden. Das war mit dem Satze gemeint, daß „Tatsachen" sich vererben.

Es ist eine unendlich große Summe von Einzelheiten, die, wenn es allgemeinverständlich ausgedrückt werden darf, als vererblicher Tatsachenschatz in Betracht kommt. Das Kücken, das aus der Eischale kriecht und nahrungsuchend umherläuft, kann vom ersten Augenblick an Sand- und Getreidekörner unterscheiden. Das neugeborene Kind greift ohne Hinweis zur mütterlichen Nahrungsquelle. Auf der anderen Seite werde ich aber (im 12. Kapitel) zu zeigen haben, daß auch das gar nicht zu beschreibende, sondern nur mühsam zu umschreibende Raumgefühl derart sich vererbt, daß der seelisch aus dem Orient stammende Jude, Spinoza z. B., bis heute

im Höhlenbewußtsein lebt und dem Weitengefühl fassungslos gegenübersteht.

So viel über das Phänomen der paideumatischen Entwicklung. Seine Bedeutung ist so gewaltig, daß, wenn man es erst recht verstanden und gewürdigt haben wird, die Kindererziehung eine weitgehende Umgestaltung erfahren müßte. Denn bislang erziehen wir unsere Kinder nach dem Tatsachenprinzip und unsere Lehrer sind gezwungen, mit Logik, Grammatik und mechanischem Wissen ihr kindlich-dämonisches Weltgefühl zu töten, Genies im Keime zu ersticken und Greisenseelen in Kinderkörpern zu züchten.

Deshalb habe ich mich etwas eingehender über die Entwicklung der Sprache und die Gabe der Kinder zur Polyglottie ausgesprochen. Es ist etwas Unheimliches, etwas Tieftrauriges, wie mechanistisch unsere Zeit mit den Seelen der Kinder umgeht. Ich habe es erlebt, daß ein sechsjähriges Mädchen das Wort „Esel" in der Weise schreiben lernte, daß es drei Zeilen E, drei Zeilen s, drei Zeilen e und drei Zeilen l schreiben mußte. Das Kind kam zu mir und fragte mich, wie das zu verstehen sei, ob das E der Kopf und das l der Schwanz und was es für eine Beziehung von dem s und e zum Eselskörper habe. Und ich habe wenig später erlebt, daß eine Lehrerin, der ich das erzählte, in die Worte ausbrach: „Für so dumm hätte ich das Kind nicht gehalten." Daß das Kind synthetisch und symbolisch erlebt (Symbolik ist Synthese), ist wohl den Lehrern, nicht aber allen Verwaltern des Schulwesens genügend klar.

Wieviele Lehrer haben sich bei mir darüber beschwert, was sie ihren armen Schützlingen „beibringen müßten"! Daß es ein Zwang, eine harte Dressur ist, einem Kinde das Verständnis für Subjekt, Objekt und Prädikat abzuringen, also das synthetische Paideuma zur Analyse zu vergewaltigen, sollte doch erkannt werden. Es ist geradezu erstaunlich, daß Kinder nach mehrjährigem Sprachunterricht in der Schule end-

lich noch in Konversationsstunden den Gebrauch einer Sprache lernen müssen, an deren Verständnis sie jahrelang mühsam gearbeitet haben. Es ist auch gar nicht zu verstehen, daß der eigentliche Zeichenunterricht vielfach heute noch in die späteren Jahre verlegt wird. Denn jede Mutter weiß, daß ein Kind im Alter von fünf Jahren ein Bedürfnis zum Bildersehen und Bilderzeichnen hat. Sie weiß auch, daß das Kind danach drängt, die wirtschaftliche Betätigung des Hauses „spielend" zu erleben. Ich zeigte oben, daß die Kinder zur Polyglottie neigen und daß das Sprachenlernen erst im späteren Alter schwer fällt.

Selbstverständlich wäre es Torheit, anzunehmen, daß in dem geschilderten Bildungsverfahren von heute auf morgen ein Wandel geschafft werden könnte. Da unser Zeitalter ein mechanistisches ist, drängen Staat und Eltern danach, frühzeitig die Jugend für eine möglichst hohe Verwertung und aussichtsvolle Stellung im Leben vorzubereiten. Von Kindheit auf ist das Kind Objekt dieser verstandesmäßigen Kausalität. Die Mechanei fordert das!

Aber diese Zeilen werden ja auch nicht geschrieben, um eine Änderung hervorzurufen. Sie sind keine Kritik der Zustände, sondern sie erstreben eine Eröffnung des Verstehens dieser Dinge.

Und dem Verständnis der Dinge rücken wir täglich näher. Ich habe seinerzeit die Kulturkreislehre ins Leben gerufen, habe gezeigt, daß alte Kulturformen heute noch lebendig vorhanden sind, daß sie in Beziehung zueinander stehen. Die Kulturkreislehre hat naturgemäß damit begonnen, die geographische Verbreitung der alten Kulturformen nachzuweisen. Das ist die Aufgabe des Studiums der horizontalen Lage. Dem drängt sich jetzt ganz von selbst das Studium der vertikalen Beziehungen, d. h. der Stufenfolge zur Seite. Es handelt sich nicht allein darum, die Verbreitung und das Wesen der Kulturformen der primitiven, mit einem später zu er-

klärenden Ausdruck: der tektonalen Periode zu verstehen, sondern auch darum, deren Schichtenfolge zu erkennen. Die urgeschichtlichen Funde, die zumal in Europa, Westasien und Kleinafrika gemacht wurden, die sich in einer deutlichen Schichtung erhalten haben, beweisen, daß noch heute ihre Ausläufer an den Rändern der alten Ökumene und der ökumenischen Zonen lebendig sind. Aus der schichtweisen Lagerung ist es möglich, die Reihenfolge der paideumatischen Urentwicklung aus den an die Ränder der Ökumene verschobenen lebendigen Formen in verschiedener Daseinsart festzustellen.

Die so vertiefte Kulturkreislehre wird also in wenigen Jahrzehnten in der Lage sein, einen Stammbaum sowohl der gesamten Kulturformen, als auch jedes einzelnen Kulturgutes, d. h. also eine paideumatische Entwicklungsgeschichte zu schreiben. Es wird dann möglich sein, alle Äußerungsformen des Paideuma in ihrer inneren Gliederung zu verstehen. Sobald dieses Werk vollendet sein wird, hat die Menschheit das große Werkzeug gewonnen zur Befreiung von der mechanistischen Tatsachenlast, die jetzt auf ihren Schultern ruht. Die zukünftige Menschheit wird das kindliche Paideuma in derselben Weise, in der gleichen Stufenfolge, im gleichen Rhythmus, im Einzelleben sich entwickeln und entfalten lassen, wie seinerzeit das Gesamtpaideuma die Stadien durchlief. Klar ausgesprochen wird an die Stelle der mechanistischen Dressur die paideumatische Erziehung treten.

Ich schließe mit einem Zitat, das beweist, wie natürlich dieser Grundgedanke schon dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, also der großen Weltanschauung vor Darwin und vor der „Entdeckung“ des biogenetischen Grundgesetzes erschien:

„Wenn auch die Welt im Ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen.“

Der Ausspruch ist von Goethe!

III. Das Paideuma der Völker

12. Seelenraum und Lebensraum
(Orient und Okzident)

Schon mehrfach hat sich das Augenmerk derer, die sich der Geschichte der Architektur und dem Ursprung der Bauformen gewidmet haben, der Tatsache zugewandt, daß zwei verschiedene Systeme für den Anfang anzunehmen seien. Man spricht von Innenhof und Außenhof. Unter Innenhofanlagen sind Stilformen zusammengefaßt, bei denen die Gebäude geschlossen um einen Hof herumliegen, während die Gebäude der anderen Stilgruppe als dichte Masse inmitten eines Hofes liegen. Hier in Europa, wo sich mehr oder weniger, infolge des Klimas, das Leben in den Gebäuden selbst abspielt, sind die heute vorhandenen Formen schwer auf ihren Ursprung zurückzuführen; in einem Lande wie Afrika dagegen, wo der Mensch die Innenräume nur dann aufsucht, wenn die Witterung dazu zwingt, sind die verschiedenen Bauformen sehr leicht bis zu den beiden ursprünglichen Systemen zurückzuverfolgen.

Da zeigt sich nun, daß dieses Wesen der Innen- und Außenhofbildung nichts weiter ist als eine Erweiterung der Hausformen, deren Wurzeln bis in eine außerordentliche Tiefe der ursprünglichen paideumatischen Urschicht zurückverfolgt werden können.

In seiner Hausungsform steht der Bewohner der Wüste in scharfem Gegensatz zu den Bewohnern der nördlich und südlich gelegenen, fruchtbaren und regenreichen Landstriche. Zwar auch hier können wir ein entwicklungsgeschichtliches In- und Durcheinandergreifen der verschiedenen Systemausflüsse unterscheiden, aber das dem Wüsten- und Oasenraum entsprechende Urmotiv der Hausung drängt sich in den Ursprungsländern überall so selbstverständlich immer wieder hervor, daß

es nicht zu verkennen ist. Der Mensch der Wüste lebt im Zelte. Die Kunsthistoriker sind immer wieder in den Fehler verfallen, das Zelt als eine ursprüngliche Hausform in Anspruch zu nehmen. Wer aber jemals mit dem Gedankenleben dieser Völker eingehend vertraut geworden ist, weiß, daß diesen Nomaden, ob nun höherer oder niederer Art, solche Vorstellung gänzlich unverständlich sein würde. Es gibt für diese Leute nur den einen Gegensatz: „Im Freien leben" und „Im Hause leben". Es ist gleichgültig, ob der Nomade nachts über seinem Haupte das Zelt hat oder nicht. Er fühlt sich unter dem Zelte genau so im Freien, wie wenn der Sternenhimmel sein einziges Dach wäre. Das Zelt ist für ihn nichts anderes als ein Kleid, und ich habe sogar den Ausdruck „Familienkleid" in den Gesängen der Mauren gehört. Dem Zelte entspricht die Anlage des Zeltlagers. Die Zelte werden in einem Kreise angelegt, und das Leben spielt sich inmitten des Zeltkreises ab.

Nun erzählte ich schon jene eigenartige Erfahrung, die mir im Gespräch mit dem Maurenhäuptling in Niamina zuteil wurde (vgl. 4. Kap. S. 39). Der Mann sprach ganz klar aus, daß es nur ein Haus gäbe, dessen Wände der Himmel seien. Er nannte dieses Haus eine Höhle. Für ihn war der ganze Weltenraum eine Höhle, deren Boden die Erde und dessen wölbende Umschließung der Himmel bildete; und jenseits war nichts.

Demgegenüber nun die Burgbauern am Niger und im Atlasgebirge! Hier wohnt der Mensch in einem Hause. Das tägliche Leben spielt sich z. T. im Raum um das Haus ab, und so, gewissermaßen als Betonung des Hauses, entsteht der Außenhof. Dazu die Vorstellung jenes Diarra, der mir berichtete: Der junge Gana wurde aufgezogen im Hause, und dann zog er hinaus in die Welt. Und dort in der Welt blühte irgendwo sein Glück; er mußte sein Glück gewinnen, und wenn er sein ganzes Leben lang wanderte, kämpfte und suchte.

Und er konnte wandern, solange er wollte, denn die Welt hat kein Ende (4. Kap. S. 40).

Das sind die Gegensätze des paideumatischen Raumbewußtseins. Hier Okzident, dort Orient. Der Morgenländer lebt in einer Welthöhle. Ein Außen kennt er nicht. Sein Zelt ist kein Inneres, sondern eine gleichgültige Zwischenwand, die ihn nur vorübergehend umhüllt wie sein Kleid. Der Abendländer dagegen lebt in einem Haus. Dem entspricht ein Innengefühl und erst hieraus konnte sich ein Außengefühl entwickeln. Dieses Außen ist ein Unendlichkeitsraum. Es entsteht die Weltweite.

Es ist sehr wohl möglich, die aus diesen beiden Weltgefühlen entsprossenen Baustile zu unterscheiden. In Afrika entspricht dem Höhlengefühl das Araberlager, der atlantische Impluvialbau, in Europa der altetruskische Rotundenbau, in Asien die sich zum Zentralbau entwickelnde Basilika, deren Kuppel für Spengler z. B. nichts anderes ist als eine über den Innenhof gesetzte Wiederholung der Himmelshöhle. Dagegen stellen der berberische Zellenbau, die Äthiopenburg, der Kotokopalast, die kretischen Paläste, die Burg am Rhein und der gotische Dom Architekturen des Weltweitengefühls dar.

In Wahrheit liegt im heutigen Gegensatz von Höhlen- und Weitenvorstellung eine ursprüngliche Entwicklung. Auch das Ichgefühl des Menschen ist zuerst begrenzt. Das Paideuma wiederholt diese Begrenzung im Lebensraum. Der Mensch lebte erst unter freiem Himmel, und deswegen ward der Himmel zur Begrenzung seiner selbst. Man kann auch sagen, die Begrenzung seiner selbst wurde wiederholt durch das Himmelsgewölbe. Die Höhlenvorstellung entstand. Sie zu überwinden, konnte erst gelingen, nachdem das Haus, die geschlossene „Wohnung", entstanden war. Nun erst war es dem Paideuma möglich, dem Innengefühl des Hausbewohners gegenüber das Außengefühl zu entwickeln. Die Weltweite,

die gleichbedeutend mit Spenglers faustischem Geiste ist, konnte entstehen.

Die beiden großen Weltvorstellungen haben seitdem in ständiger Wechselwirkung gestanden. Die okzidentale Weitenvorstellung wurde aus ihrer Heimat bis an die Grenzen des Orients getragen. In der Berührung beider entstanden die monumentalen Kulturen. So ist die Antike eine großartig primitiv-naive Form des nordischen Paideuma, die ägyptische eine oasenhaft ausgebildete, die Gotik eine zu hoher Entfaltung gelangte. Und umgekehrt: sehr schön zeigt Spengler, wie das Hinübergleiten des orientalischen Paideuma auf den okzidentalen Kulturboden erst das germanische Christentum, dann in einer neuen Welle die Grundlage der Renaissance schuf. Wenn diese Paideumen sich untereinander nicht verstehen, sich sogar hassen, so ist das der Haß von Geschwistern. Es ist aber sehr wohl möglich, die beiden Gruppen von Menschen, die okzidentale und orientale, voneinander zu unterscheiden. Die einen leben in ständiger Angst und unter dem Druck der Vorstellung eines Eingeschlossenseins im Raume (so auch die Franzosen, s. 4. Kap. S. 41), die andern in der Sehnsucht, die Weite zu erreichen und zu durchdringen und in der Sorge, die Unendlichkeit zuletzt vielleicht doch nicht ausfüllen zu können.

Der natürliche Lebensraum (s. nächstes Kapitel) übt einen bedeutenden Einfluß auf die Lebensform und -kraft des Paideuma und damit auch auf das Seelenraumgefühl aus. Die Lebenskraft des in die Weite wirkenden Dämonischen, des Genialen im eigentlichen Sinne, stirbt nämlich mit dem Verzicht auf den grenzenlosen Lebensraum ab (Kolonialbildungen); aber nicht nur, wie oben gesagt, beim Wechsel der bewohnten Landschaft, sondern auch bei freiwilliger Abschnürung des Lebensraumes, nämlich bei der Großstadtbildung. Die Großstadt bedeutet den Tod für alles Geniale, das sich voll verwirklichen will, für die freie Entwicklung des Raumgefühles.

Ein großes Phänomen des paideumatischen Lebens hört hier auf; — ganz selbstverständlich; denn dieses Abgeschlossensein bedingt ein Ersterben des Weitengefühls, auch in verschiedener Weise.

Die Menschen empfinden solche Abschnürung recht wohl. Wenn das großstädtische Proletariat seine Laubenkolonien als Gürtel um das Häusermeer legt, wenn der wohlhabende Bürger jährlich für einige Wochen hinaus in die Natur, der großstädtische Engländer jeden Sonnabend für zwei Tage in seine Cottage entflieht, lauter Bedürfnisse, die der Orientale, aber auch der echte Franzose, gar nicht kennt, so ist das gleichbedeutend mit den letzten Äußerungen des dem Untergange verfallenen Weitengefühls. Wenn aber trotzdem die großstädtischen Familien erfahrungsgemäß nach wenigen Generationen aussterben, so entspricht das dem Absterben der paideumatischen Grundbedingung. Das Paideuma ist derart immanent mit dem Menschenleben verbunden, daß ein Absterben des paideumatischen Raumgefühls auch den Untergang der Menschen selbst zur Folge hat.

Diese beiden Formen des Raumgefühles, das der Weite und das der Höhle, besitzen unzählige Ausdrucksmöglichkeiten, ohne je die Eigenart ihrer Struktur zu verlieren. Man kann sagen, daß der echte Orientale ebensowenig zu einem reinen Weitengefühl wie der echte Okzidentale zu einem absoluten Höhlenempfinden gelangen kann, so wenig wie Salz im hexametrischen oder Quarz im regulären System kristallisieren können. Spengler kam dieser Tatsache nahe und beweist das an den Stellen, wo er zeigt, daß den großen Juden wie Spinoza und Hertz die Welt des faustischsn Geistes unzugänglich geblieben ist. — Auch er ahnt den orientalischen Geist in den Franzosen. (In „Preußentum und Sozialismus".)

Das aber deckt sich genau mit meinen Beobachtungen auf afrikanischem Boden. Das Paideuma bildet Rassen. Es zwingt den Menschen so in seine Bahn, es beherrscht ihn

so vollkommen, daß keiner ihm entgehen kann, daß der Mensch sich nur im Sinne des ihm angeborenen Paideuma geistig zu entwickeln vermag, wenn er auch generationenlang im Bannkreis eines anderen Paideuma lebt. Das Paideuma bedingt die Rasse. Wer jemals im Orient gereist ist oder lebte, kennt den unendlich feinen „Takt", der dort herrscht; wer die Sitten der Araber studierte, weiß von dem adligen Rittersinn, der sie auszeichnet; das sind Erscheinungen, die bei uns echten Hyperboräern fehlen und die immer mit orientalischen Wellen, im westlichen Europa z. B. mit den ursprünglichen Franzosen, verbunden sind. Dagegen kennt er auch in der orientalischen Dichtkunst das absolute Fehlen der Charakterentwicklung. In den gesamten Märchen von „Tausend und eine Nacht" ist immer nur ein feststehender Charakter geschildert, die seelische Umwandlung eines Menschen aber ebensowenig wie etwa im Alten Testament und andererseits bei Corneille und Racine. Die Gestalt eines Helden, der sein Geschick aus sich selbst herausbildet, fehlt dort. Dagegen stellen die Ritterepen des Nigerbogens z. B. die Entwicklung Samba Kulung's, des Narren, dar (eine Charakterfigur wie die des deutschen Michel mit der Naivität des jungen Parzival und Simplizissimus), schildern die Gesänge ausgezeichnete Frauencharaktere, wie, im Spotte, den der Gattin Sirani Korro Sambas, bergen die Geschichten auch eine Schicksalsidee. Es ist ein gewaltiger Gegensatz: hier Kismet, Zauber, blindes Ungefähr, dort freier Wille und Persönlichkeit. Ich habe am Niger ein paideumatisches Grenzgebiet zwischen Orient und Okzident erreicht.

Die Höhlenempfindung mit ihrer Beobachtung des, dem Bewußtsein nach, hoffnungslos abschließenden Raumes führt notgedrungen zu dem Gefühl des Kismet. Wie ein schweres Gewölbe liegt die Welt auf dem Menschen; die düstere Religion der Etrusker, das ständige Zürnen und Strafen Jehovas, die Vorstellung der Hölle als des wiederholten, nur ins

Jenseits und unter die Erde projizierten Höhlenraumes, die Seelenangst Pascals, das leidenschaftliche Drängen der Franzosen zur Revanche sind Erscheinungsformen dieses zur ewigen Hoffnungslosigkeit verurteilenden Höhlengefühls. Alles ist eng und ineinandergeschoben, zeitlich und räumlich, ist in seinem Raume bis zu hoher Vollendung abgemessen, verfeinert, abgestimmt und zum Takt erzogen — denn der Takt der Umgangsformen verfeinert sich mehr und mehr. Aber Charaktere großen Stils können sich unter der Last des Kismet nicht entwickeln. Die Menschen dieses Paideuma gleiten aneinander vorüber, wie abgeschliffene Kiesel im Bachbett; kantige Kristalle sind hier nicht möglich.

Nur der Mensch der Weitenvorstellung, dem der Unendlichkeitsbegriff und das Mysterium einer unbekannten Umwelt Rätsel aufgeben (kennt der Orientale überhaupt ursprünglich Rätsel?), kann das Schicksal der Selbstbestimmung gewinnen. Nur ihn lockt jenseits des Hier und Jetzt ein erringbares Anderes und eine unerforschliche Zukunft. Nur er kann zur individuellen Selbstentwicklung kommen (die Antike), nur in seinem Bannkreis kann die Eroberung eines besseren Jenseits gelingen (altes Ägypten, aber dort, am nahen Grenzgebiete des Orients, immer mehr unter dem Druck der Sorge). Nur er kann endlich das bannende Fatum überwinden (germanisches Christentum, Parzival), nur er kann zur Entwicklung des Charakters gelangen (Shakespeare, Goethe).

Ist damit von den beiden Raumformen der zwei Weltgefühle der Erde gesprochen, so soll nur noch kurz gesagt werden, wie der geographische Lebensraum sich in der Entwicklung der Umbildung verhält (weiteres S. 121 ff.).

Die Ganater rechnen 74 nacheinander regierende Könige vor und 44 seit dem Einfall der Fulbe (der um 300 n. Chr. stattfand) bis zum 11. Jahrhundert. Ein Nachrechnen zeigt, daß das Reich Gana am Niger schon vor der Zeit der römischen Weltausdehnung bestand. Vielleicht können wir aus

den Schilderungen Herodots etwas von der Existenz dieses Reiches herauslesen, aber kein Römer hat davon berichtet, und er hätte es getan, wenn noch eine Beziehung zwischen dem Mittelmeer und diesem entlegenen Lande, das eine hervorragende Kulturblüte zeigte, bestanden hätte. Und dennoch muß es unter dem Einflusse einer dem Paideuma des Okzidentes entstammenden Welle entstanden sein. Der Untergang dieser Kultur ist aber dem Islam und seiner mechanistischen Ausdehnung über die Maliländer zu verdanken. Die Großstadt Niami Mba, die in dieser mechanistischen Übergangszeit etwa eine Million Einwohner hatte, tritt als deutliches Symptom des Kulturausklanges zutage. Erhalten sind aus dem geistigen Leben die herrlichen Epen und die Kenntnis der sozialen Struktur, sowie einiges von der Architektur.

Hier wird deutlich, daß bei der Entstehung dieses durchaus selbständigen Paideumas einer Befruchtung von auswärts zuerst eine Zeit der Abschließung gefolgt ist, daß der Untergang dann aber durch das Herandrängen neuer, jüngerer, mit der großen Form des Islam in ständiger Lebensbeziehung stehender Wellen erfolgte.

Eine andere, selbständige Kulturform entwickelte sich im Bakuba-Reiche. Auch hier können wir nachweisen: eine Befruchtung von Westen her, eine Loslösung, eine Abschließung und zuletzt eine Auflösung unter dem Einflusse der ständig nachsickernden Baluba.

Die ägyptische Kultur entsteht in völliger Vereinsamung; denn auf den Ruinenfeldern Westasiens und Tripolitaniens bestehen für diese Zeit periodische Lücken. Zugrunde geht sie, nachdem die Hyksos eine ununterbrochene Verbindung mit der Außenwelt hergestellt hatten. — Aus einer zeitlichen Abschließung geht auch die Antike hervor, der nach den Perserkriegen der weltverbindende und damit die Kultur mechanisierende Alexanderzug folgt. — Die westeuropäische Kultur endlich taucht mit der Gotik aus der dem Neolithi-

kum folgenden Vereinsamung auf und verfällt der Mechanistik mit der Ausdehnung über die weite Erde.

Also erscheint die Abschließung des geographischen Lebensraumes, des Mutterbodens einer Kultur, als Voraussetzung paideumatischer Blütezeiten. Das Paideuma bleibt aber unfruchtbar und gestaltlos, wenn nicht innerhalb dieses abgeschlossenen Bereiches eine Befruchtung stattfindet. Man betrachte das Christentum. Als letzte und reifste Frucht fällt es vom Baum der orientalischen Kultur, die letzte „magische Formel" des ausgeprägtesten Höhlenbewußtseins. Auf diesem Mutterboden selbst, wo gleichzeitig der persische Keim das Erdreich durchbricht, gewinnt es keine Kraft, wohl aber wirkt es nun befruchtend auf das mütterliche Paideuma des Okzidents, das nun, vom stärksten Weitengefühl getragen, als germanisch-christliche Kultur im Zeitalter der Gotik unermeßlich aufwächst.

Und ebenso die ägyptische Kultur. In dunkler Vorzeit aus westeuropäischem Weitengefühl entstanden, gelangt der Same auf geheimnisvollen Wegen über das westliche Afrika in den schon dem Orient benachbarten Boden des Niltales und entwickelt dort seine steinerne Macht.

Aber der Raum, über den eine hohe und vollausgereifte Kultur ihren Schatten breitet, wird auf- und ausgesogen. Der Raum sammelt seine ganze Kraft im Samen und dieser fällt in mechanistischer Konzentriertheit auf allerhand Erdreich, auf schon ausgedorrtes, auf fruchttragendes, auf jungfräuliches Gelände, das seiner harrt.

Und damit bin ich wieder zu den Gedankengängen des Anfanges zurückgekehrt. Eine eingehende Untersuchung der monumentalen Kulturen des europäischen Gesichtskreises wird zeigen, daß väterliche Befruchtung und mütterliche Empfängnis mehr oder weniger deutlich wahrnehmbar stets den beiden Urgefühlen des Raumes entspringen: hier Weitenpaideuma, dort Höhlenpaideuma, aber wechselnd in der Auf-

gabe als Gebende und Empfangende. Orient und Okzident sind undenkbar einer ohne den anderen, beide phänomenale Urerscheinungen, jede unlösbar von dem Erdenraum, der sie gebar, aber jede fruchtlos, solange die andere nicht ihr zum Samen herangereiftes mechanistisches Paideuma hineinwarf.

13. Der Lebensraum
(Die Umwelt)

An der bemerkenswerten Stelle, an der Spengler auf das gemeinsame Ausgangsland des Kontrapunktes, der Ölmalerei und des gotischen Stiles hinweist, spricht er von „einem letzten Geheimnis alles Menschentums: der Verbundenheit der Seele mit der mütterlichen Erde, aus der alle Mythen sie hervorgehen und zurückkehren lassen". Es erhebt sich also die Frage, inwieweit jedes Raumgefühl seinem Lebensraum entspringt, d. h. inwieweit die paideumatische Umwelt überhaupt zu den verschiedenen Lebensformen des Paideuma in Beziehung steht.

Goethe hat sich über die Bedeutung des Lebensraumes, der paideumatischen Umwelt, mehrfach ausgesprochen. So sagt er: „Daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemütsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß! wer sein Leben lang von hohen, ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter luftigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im allgemeinen nicht so sensibler Natur sind, als wir andern, und daß sie im ganzen kräftig vor sich hingehen, ohne den äußeren Eindrücken so viel Gewalt einzuräumen. Aber so viel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volkes zu vollenden."

An anderer Stelle sagt er, oben am Rande des Unstruttales stehend und in die weite, schöne Landschaft hinausblickend: „Hier fühlt man sich groß und frei wie die große Natur, die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer sein sollte.“

Und an einer dritten Stelle: „Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfertigen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt meine Gedanken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegante Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.“

Goethe hat hier drei verschiedene Gesichtspunkte. Der erste läßt ihn den Einfluß der Landschaft auf die Entwicklung der Völker betonen; der zweite betrifft seine eigene persönliche Seelenbeschaffenheit; der dritte endlich geht von der Frage der Beeinflussung des Schöpfungsvermögens durch den Raum aus. Es handelt sich also einmal um die Bildung und zweitens um den Ausdruck des Paideuma, einmal um die erzieherische Kraft der Formenfülle um das Individuum und zweitens um die Abschließung des Individuums zur Erleichterung schöpferischer Arbeit. In meiner Sprache ausgedrückt: Bedeutung der Umwelt einmal für das Dämonische und zweitens für die Ideale.

„Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes den Menschen dort unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte“ — sagt abermals Goethe und stellt damit die Einwirkung der Natur den künstlicheren Reizwirkungen der den Menschen von Kindheit an umgebenden Kultur gegenüber. Schon das kleine Kind bringt seine

ersten Entdeckungen, etwa die Fähigkeit, einen blinkenden Gegenstand zu sehen und ihn aus dem großen allgemeinen Raum herauszuschälen, zum Ausdruck, indem es danach greift; im Beginn des Sprechens äußert es seine Freude an irgendwelchen auffallenden Dingen durch das bekannte „haben, haben", das ich in den Sprachen sämtlicher Völker Afrikas, soweit ich darauf achtete, vorfand. Fast könnte es so aussehen, als ob der Aneignungstrieb die erste Quelle aller paideumatischen Entwicklung wäre. Denn ein Besitzergreifen liegt auch in den ersten Namengebungen. Eine in ihrer Fülle geradezu erschreckende Reihe von Sitten und Gebräuchen, von der primitiven Namenanwendung an durch alle Zauberformeln und Bannversuche hindurch bis zu den hohen Formen wissenschaftlicher Erkenntnis und philosophischer Weisheit — ja, alles bedeutende Streben scheint wie durch eine gemeinsame Kraft mit jenem ursprünglichen „haben, haben" in einer ununterbrochenen Verbindung zu stehen, die somit alle kulturellen Errungenschaften zuletzt als Ergebnis eines unheimlichen Aneignungstriebes erscheinen lassen könnte. Diese vom Ich auf die Umwelt gerichtete, physikalisch gesprochen zentripetale Form der paideumatischen Entwicklung bezeichne ich als paideumatischen Subjektivismus. Ihr entgegen wirkt eine andere, zentrifugale Lebenstendenz. Es ist allgemein bekannt, daß die ununterbrochene Ausübung eines Berufes den Menschen in bestimmter Weise umbildet. Ich erinnere an den Typus des Schusters, dem der Studentenscherz in tiefer Weisheit den des Schneiders gegenübersetzt. Das heißt aber: Das Objekt, ob Umwelt oder Arbeit, übt eine wesentliche Macht aus. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und in solchem Gedankengang ist es sehr wohl möglich, von der Besitzmacht jedes Objektes und alles Wahrgenommenen auf das Subjekt zu sprechen. Diese Tendenz bezeichne ich als paideumatischen Objektivismus.

Um diese beiden Grundbegriffe dem Verständnis näher zu bringen, sei ein Beispiel angefügt: die Wirkung eines Naturwaldes im Gebirge gegenüber der eines Kulturwaldes in der Ebene.

Im Naturwalde wirken Unebenheiten des Erdbodens, Gestrüpp und Gebüsch, verwildertes Unterholz, Erdrutsche, umgefallene Bäume, abgestorbene Äste, Artenreichtum der Pflanzen, große Mannigfaltigkeit im Alter der Gewächse auf uns ein und wecken unwillkürlich die Empfindung des Entstehens und Vergehens. Es kommt gewissermaßen der Eindruck des Lichten gegenüber dem Dunklen, des Werdenden gegenüber dem Gewesenen zur Erscheinung. — Auf der anderen Seite der in geraden Reihen aufgezüchtete Kulturwald der Ebene mit seinem sauber gehaltenen, kahlen Boden, seinen gereinigten Kronen, seinen geraden Stämmen, der Gleichaltrigkeit der Gewächse, dem Fehlen jedes morschen oder gar toten Geästes! Eine solche Erscheinung gleicht der Schilderung einer Person, von welcher nur Lobendes ausgesagt wird, und der wir demzufolge keinerlei Reliefwirkung, keinen Begriff ihres Lebens abzugewinnen vermögen. Eine Wanderung durch den typischen Kiefernwald der Mark Brandenburg hat eine überzeugende Wirkung. Wer die dieser Pseudonatur täglich zuströmenden Menschenmassen der Großstadt beobachtet hat, wird gesehen haben, wie jede knorrige, krumme Kiefer als auffallende Erscheinung alle Beschauer fesselt. Die einen fühlen sich dem Anblick der natürlichen Verschiedenartigkeit verwandt, erleben sie nur gemütsmäßig; die anderen empfinden dagegen die künstliche Regel als Selbstverständlichkeit, und ihre Aufmerksamkeit erwacht erst durch abnorme Eindrücke. Die ersteren *erleben* die Tatsachenwelt, die letzteren *wissen* sie. Bei ersteren wird also die Naturwirkung mehr der Betonung des Du, dem paideumatischen Objektivismus, bei letzteren der Betonung des Ich, dem paideumatischen Subjektivismus zuneigen.

Ähnliche Unterschiede im Verhältnis des Ich zum Lebensraum habe ich bei allen Völkern, primitiven und zivilisierten, wahrgenommen. Die beiden Gegensätze treten allenthalben hervor. Nie habe ich im deutschen Hochlande einen, wenn nicht von der „Kulturwelt" dazu angeregten Bauern über die Schönheit seiner Berge und Wälder sprechen hören. Im Kriege sah ich aber solche, die vor Heimweh nach ihren Bergen wie die Kinder weinten. Diese Leute waren und blieben ihrer neuen Umgebung fremd. Ihr Gemütsleben war als Objekt der Besitzmacht der Heimatlandschaft verfallen.

Im Gegensatz hierzu kennt jeder die Städter, welche im Frühjahr die Riviera aufsuchen, im Sommer an die Nordsee reisen, im Winter sich auf den Schneebergen tummeln und überall sogleich Schönheiten verstehen, zergliedern und erklären können. Wie die ersteren Beispiele für die Besitzmacht des Objektes darstellen, so die letzteren für den Aneignungstrieb des wissenden Paideuma. In diesem Sinne hat der Sprachgebrauch längst zwischen dämonischen, genialen, „Natur"-, „Gemüts"menschen und Tatsachen-, Verstandes-, „Gehirn"menschen unterschieden.

Damit wird es ohne weiteres klar, warum Goethe das Sichergehen in der Natur für die Entwicklung des Gemütes forderte und sich für das geistige Arbeiten und Schaffen in einen möglichst schmucklosen Raum zurückzog.

In Afrika ist dieser Gegensatz aber in seiner primitivsten Gestalt noch heute zu beobachten. Jedes Mitglied der kleinen äthiopischen Splitterstämme kennt nur den heimatlichen Boden; wenige nur sind ausnahmsweise irgendwann einmal einige Kilometer darüber hinausgekommen. Jeder einzelne steht also absolut im Banne der umgebenden Natur, was dadurch zum Ausdruck kommt, daß jedem auffallenden Felsblocke, jedem kleinen Gewässer, jedem besonders gewachsenen oder mächtigen Baum, jedem Hügel Opfer dargebracht werden. Diese Völker sind durchaus noch nicht imstande, derartige Bräuche

irgendwie kausal zu erklären. Mythen gibt es noch nicht. Aber es ist selbstverständlich, daß, sobald diese Stämme seelisch in das Stadium der Ideale treten würden, sogleich Mythenbildungen emporsprießen müßten. Die Grundlagen sind jedenfalls vorhanden. Die mythologische Vorstellungsweise erscheint also unter dem Einfluß der subjektiven Natur als paideumatischer Objektivismus. Den Vorgang der eigentlichen Mythenbildung würde ich nach dem Beispiel des Kindes, das aus einem Streichholz eine Hexe entstehen läßt, erklären, d. h. die Lebensform des Paideuma muß unmittelbar vor der Mythenbildung noch durchaus die dämonische sein, daher denn auch das Unlogische, ja oft Sinnwidrige der aufkeimenden Mythen. Erst im Stadium der das jugendliche Leben durchgeistigenden Ideale können demnach die logisch konsequenten Kosmogonien und Kosmologien entstehen, nicht aber, wie oftmals irrtümlich geschlossen wurde, umgekehrt.

14. Formen und Perioden

An einigen Beispielen habe ich oben die Unterschiede der Dichtung bei Afrikanern dargelegt. Es sei erinnert an den Schmerzgesang des Benaluluagreises, dann an die Meinung des Dialli Korongo von Segu über die Entstehung von Gesängen, endlich an die Einleitung zur Erzählung des Blinden.[1] Ich wiederhole, daß trotz der emsigsten Umschau, die ich in Nord und Süd, Ost und West des Kontinents gehalten habe, mir nur wenige Völker bekannt wurden, bei denen dichterische Neubildungen stattfanden. Ich habe im Laufe der Jahre Tausende von Fabeln; Erzählungen, Legenden, Märchen, Gesängen gehört und weit über tausend aufgezeichnet, wozu noch als Material die Reihe von kleinen und großen Erzählungen kommt, die die eigentliche Literatur bildet und deren Nachprüfung

[1] Vgl. „Schwarze Seelen".

genau das gleiche Resultat zeitigt: die wenigen Stämme mit der Fähigkeit, neu zu bilden, sind heute eine Ausnahme gegenüber den Hunderten von Völkern und Tausenden von Stämmen, deren Dichtkunst vollständig erstarrt ist.

Prüfe ich diese auffallende Erscheinung nach, so ergibt sich nicht etwa eine „besondere Veranlagung" dieser Völker zur Dichtkunst; es zeigt sich vielmehr, daß dies nur eine einzelne von mehreren in voller Blüte stehenden Ausdrucksformen ist, welche der Gesamtkultur der betreffenden Stämme eine Ausnahmestellung im Rahmen der übrigen afrikanischen Völker verleihen.

Leicht läßt sich dies bei den Benalulua (s. Kap. 3) erkennen. Sie sind nicht nur durch die Dichtkunst ausgezeichnet; sie haben auch eine „neue Religion", den Riambakultus, entwickelt; sie haben eine durchaus stammeseigene Ornamententwicklung; sie traten alles in allem ihren Entdeckern, meinen Vorgängern Pogge und Wissmann, in den achtziger Jahren als ein Volk ganz eigener Art entgegen. Was diese Forscher unter den früheren Baschilange und heutigen Benalulua erlebten, steht einzig da. Das Besondere liegt in der ununterbrochenen Begeisterungsfähigkeit, aus der heraus sie den Europäern in die dichtesten Urwälder zu den als schlimmste Kannibalen verschrienen Stämmen folgten und, obwohl sie bis dahin keinerlei Schiffahrt getrieben hatten, sich ohne lange Überlegung entschlossen, den riesenhaften Kassaistrom hinab in die dunkle Welt des Unbekannten hinauszufahren. Wenn demgegenüber etwa gesagt werden sollte, daß ostafrikanische und hier und da auch einmal westafrikanische Träger ähnliche Dienste geleistet haben, so übersieht man, daß diese küstennahen Stämme aus unfreiem und teilweise halb nomadischem Dasein hierzu erst erzogen werden mußten, während bei den Baschilange-Benalulua der Entschluß zu solchem Beginnen aus vollkommener Seßhaftigkeit heraus ganz freiwillig und spontan erfolgte.

Es ist ein seltener Glücksfall, daß es gelang, auch einiges über die Geschichte dieses Zustandes in Erfahrung zu bringen und nachzuweisen, daß er einen erkennbaren Beginn gehabt hat. Das war damals, als, von der Westküste herannahend, die Sage von den weißen Menschen ein stilles Aufhorchen zur Folge hatte, dem dann der verblüffende Knall des ersten Büchsenschusses in den Grenzwäldern folgte. Dann endlich das Erscheinen der Europäer selbst! Wenn die Alten davon sprachen, erglänzten ihre Augen. Es war deutlich, daß, wenn sie nun auch den Europäer und seine Machtmittel als etwas Normales kennen gelernt hatten, solches doch nicht den ursprünglichen Eindruck des Wunders verwischen konnte, das damals wie eine Erfüllung die Seelen dieser Menschen erleuchtete. Es war die Erschütterung, die das herannahende fremde Leben mit sich gebracht hatte.

Ich will die feststellbaren Vorgänge ihrer Reihenfolge und ihrer Bedeutung nach wiedergeben: Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts saßen die Baschilange-Benalulua eingekeilt zwischen fremden Völkern anderer Art. Im Norden die herrischen Bakuba, im Osten die gewalttätigen Bassonge, im Westen die feindseligen Bapende, im Südwesten die primitiven Bakete, im Südosten die starken Baluba, mit denen die Baschilange zwar sprachlich verwandt waren, von denen sie sich aber getrennt hatten, um sich mit einem hier schon seit altersher ansässigen Volke zu mischen. Diese Mischung mit den Alteingesessenen vollzog sich im Stillen. Es ist auch in der Erinnerung und dem Bewußtsein der Baschilange-Benalulua für diese Zeit ein traumhaftes, großes Schweigen, eine Zeit, aus der nichts zu sagen ist. Eine dunkle Erinnerung an die Einwanderung und Loslösung von den Baluba ist vorhanden. Aber für nachher, für die Zeit der ungestörten Abgeschlossenheit von der Umwelt bis zum Eintritt der ersten Berührung mit der Westküste, fehlt jede Erinnerung. Die Baschilange-Benalulua wissen nur, daß das Land „eng“

war und daß kein Verkehr war, „daß ein Tag war wie der andere“.

Demgegenüber das erste Bewußte. Eines Tages bemächtigt sich aller eine tiefe Erregung. Der erste Baumwollstoff kommt ins Land, die Nachricht von einem weißen Volke, „das in einem großen Wasser des Westens lebt“, verbreitet sich; der erste Büchsenschuß fällt in den westlichen Randwäldern und mit dem Büchsenschuß ein gigantischer Elefant, der bis dahin als unüberwindlich galt. Eine Spannung sondergleichen, eine Erwartung jeglicher Möglichkeit gegenüber bisherigen Unmöglichkeiten löst das träge Hinträumen ab. Der alte Ratgeber des Fürsten Katende drückte das aus mit den Worten: „Darauf wußten wir, daß wir anders waren als andere, daß es ein anderes Leben (mojo) gab als unser Leben.“ — Die Ornamentik, der Riambakultus, die Dichtkunst, ja sogar einige Ansätze von Charakterbildungen traten zutage. Die Erschütterung ist erfolgt, ein dämonisch aufblühendes Paideuma ist entstanden.

Das Bild, das sich hier entrollt, entspricht bis in alle Einzelheiten dem, das ich vom Dämonischen und den Idealen im Individuum geben konnte. In einem Volke zeigt das Paideuma die gleichen Phänomene. Es entsprechen sich hier gleicherweise stufenmäßig: die Ausbildung des Dämonischen in der Barbarei, die der Ideale in der Kulturei, die Umbildung zu Tatsachen in der Mechanei des infantilen, juvenilen und virilen Paideuma des Individuums.

Spengler hat in seiner Morphologie der Weltgeschichte mit einem ungewöhnlich starken Lebensvermögen ein ungemeines Wissen zu einer organischen Physiognomik der Kulturgeschichte ausgestaltet. Sein Feld ist die übersichtliche „Kulturgeschichte“, beginnend mit dem alten Ägypten und endigend mit uns Okzidentalen von heute und mit der uns nahen Zukunft, also die Summe von Kulturepisoden, die ich nachstehend als die der Gestaltungsperiode zusammen-

fasse. Spengler hat diesen Zeitraum paideumatischer Entwicklung wirklich durchdrungen und die Entdeckungstat, die durch meine und wohl auch andere Arbeiten vorbereitet war und in der im Laufe der letzten Jahrzehnte gar mancher Gelehrte sich versucht hat, diese Entdeckungstat hat er für diesen Zeitraum und in diesem geographischen Rahmen tatsächlich vollzogen.

Aber Spengler arbeitet nur auf diesem Boden, ist nur daheim in den Formen und Zeiten der monumentalen, juvenilen Kulturei; und deshalb ist er an der ganzen Welt der primitiven Erscheinungen ohne Achtsamkeit vorübergegangen. Das Paideuma des Urmenschen ist für ihn nur ein Chaos (S. 410), die Steinzeit ohne Stil (S. 275), die Umwelt des primitiven Menschen ohne Physiognomie (S. 243) und ohne kausale Ordnung (S. 171), es fehlt den Urvölkern noch „der mythische Organismus" (S. 56). Vor allem begrenzt Spengler sich selbst, indem er die Gemälde der Steinzeitmenschen auf den Nachahmungstrieb zurückführt (S. 263), d. h.: das Phänomen der Geburt des Dämonischen bleibt ihm verschlossen.

Dantes Incipit vita nova gilt auch bei Spengler für den Zeitpunkt der Ichbildung auf der Lebensfläche der juvenilen Ideale, und zwar der bewußten in der monumentalen Volkskultur, und nur hierfür! Es ist richtig, jede Kultur hat ihre eigene Sprache (S. 249), und unserer Zeit scheint zunächst nur die der Monumentalität würdig, oder deutlicher: sie ist ihr leichter zugänglich. Die gleiche Unterscheidung, die die Griechen dazu führen mußte, sich selbst als Einheit allen anderen Völkern als Barbaren gegenüberzustellen, läßt Spengler in der Unterscheidung der Kulturformen walten. Der letzte Aufschluß über das Phänomen der Intuition kann also von ihm nicht erreicht werden.

Diesem Entwicklungsbilde monumentaler Kulturen stelle ich das Beispiel eines primitiven Volkes, der Benalulua, entgegen.

Hier liegt eine „primitive“ Kulturform vor, die innerhalb ihrer Entwicklung ebenfalls ein juveniles Stadium zeigt. Ich habe lange genug unter und mit den Benalulua gelebt, um sagen zu können, daß ihr Lebensstil ein durchaus einzigartiger ist; nur wird es unmöglich sein, ihr Paideuma so zu umschreiben, wie dieses hinsichtlich des antiken oder abendländischen gelingen kann. Die Monumentalität des griechischen Dramas, des gotischen Domes sind nicht vorhanden. Ich muß deshalb auf andere Ausdrucksformen hinweisen.

Über den Sudan zwischen Niger und Nil sind Hunderte von verschiedenen Stämmen verbreitet. Wer sich dem Studium ihrer paideumatischen Eigenart und zumal derer im Haussagebiet, die für das Nachfolgende hauptsächlich in Betracht kommen, hingibt, wird alsbald auf einen Unterschied stoßen, der sie in zwei Gruppen zerfallen läßt.

Die einen Stämme leben nur in kleinen Verbänden, kennen keine Märkte, sprechen oft Dorf für Dorf ein eigenes Idiom und sind in der sozialen Gruppierung kaum über die Sippe hinweggekommen. Die anderen dagegen wohnen in Städten. Ihre Sprache dehnt sich über weite Strecken aus. Sie haben ein reich gegliedertes Staatsleben, regen Handelsverkehr, Entwicklung von Berufen, Zünften, Großmärkten. — Die Kultur der ersteren bezeichne ich als Flachkultur, die der letzteren als Hochkultur. Paideumatisch sind beide Kulturtypen durchaus verschieden.

Die Menschen der Flachkultur sind wortkarg. Im Verkehr mit ihnen fühlt jeder bald, daß sie jeden Menschen als Typus für sich betrachten. Sie erleben den anderen Menschen und treten mit Bekannten wie Fremden in gefühlsmäßig ablehnende oder zuneigende Beziehung. Sie haben durchweg eine klar gegliederte Anschauungswelt, in der (das ist paideumatisch und symbolisch gemeint) jeder Hausrat eine genau vorgezeichnete Stelle einnimmt, in der jeder Baum und Stein ein Wesentliches, in der jeder Wert ständig fest und invariabel ist, in

der vor allem alles ist und hierüber keinerlei Zweifel auftauchen kann. Die Bewegungslinie ihrer Schicksale ist eine allen gemeinsame. Alles ist selbstverständlich, derart selbstverständlich, daß es keinerlei „Frage" gibt, daß die Vorstellung, für andere irgendetwas anders sein könnte, ihnen a priori unfaßbar bleibt.

Die Menschen der Hochkultur zeigen dagegen schon bei der ersten Begegnung den Drang, jeden irgendwie in eine Kategorie zu bringen. Sie kennen weniger das Individuum als die Art und legen jeder Art einen bestimmten Wert bei, betrachten jedes Individuum vor allem als Vertreter seiner Art. Sie sind stets bereit, zu handeln und zu verhandeln, sprechen viel und äußern eine ständige Begehrlichkeit nach neuen Meinungen, um dann ihr eigenes Schicksal mit deren Verwendung zu ändern.

Der Verlauf des Lebens ist für die ersteren vorzugsweise synthetisch, für die letzteren analytisch. Die ersteren kennen nur das Schicksal, die letzteren ein Schicksal. Die ersteren leben in einer dämonischen Welt, die für alle ein und dieselbe ist. Die letzteren bauen sich die Tatsächlichkeit jeder nach eigener Art auf. Das Paideuma der ersteren bewegt sich fast ununterbrochen auf der Stufe der Barbarei, das der letzteren zumeist auf dem der Mechanei.

Die beiden Kulturformen leben ohne wesentliche gegenseitige Beeinflussung dicht nebeneinander. Meist beginnt schon wenige Kilometer von der Stadtmauer entfernt der Heimatsraum der Flachkulturen. Die Frage ist nun die nach dem paideumatischen Entwicklungsgang. Das Wesentliche hierfür beruht darin, daß ich in diesen Haussaländern jede Staatenbildung der Hochkulturen Hand in Hand gehend fand mit einer Verschiebung des Lebensraumes (also einer geographischen Raumveränderung) und daß sich gleichzeitig stets ein Wechsel der paideumatischen Stufe nachweisen ließ. Jeder der eigentlichen Staaten ist ursprünglich von einem Volke der

Flachkultur geschaffen; keiner der einmal geschaffenen Staaten erlebte eine zweite Blüte unter Leitung des gleichen Volkes, das ihn einst schuf. Hand in Hand mit der Staatenbildung ist dann die Ausgestaltung eigener Sprache, Ausgestaltung eigener Abarten der allgemeinen Ornamentik und wohl auch eigener Dichtung (Legendenbildung) gegangen. Mit der Erstarrung des Staatslebens war dieser Bildungsvorgang dann aber stets abgeschlossen; d. h.: 1. das Paideuma der Flachkultur gehört der kindlich-dämonischen Art an, 2. der Prozeß der Veränderung des geographischen Lebensraumes mit gleichzeitiger Staatenbildung ist die ganz kurz bemessene Blüte juveniler Ideale und 3. das Dasein der Hochkulturen in den Städten ist gleichbedeutend mit der fast absoluten Herrschaft viriler Tatsachengesinnung. Die Barbarei klingt also nach ganz kurzer Blütezeit (Kulturei) in Mechanei aus. Vielleicht erklärt sich hier mancherlei aus einer einfachen, immer wiederkehrenden Erscheinung. Wenn solche Flachkulturvölker einen derart plötzlichen und mit Staatenbildung endigenden Zug antreten, so wechseln die tragenden Menschen den Lebensraum nicht als einzelne, sondern als ganzes Volk. Sie gewinnen das neue Land und sogleich schließen sie sich und die „Tatsachen" ihrer Umwelt in umwallten Städten gegen die hier einheimische und umwohnende Flachkultur und deren Dämonisches ab.

Mit diesem Zustand der Dinge möchte ich nun die entsprechenden Formen der höheren Kulturvölker und der von den Völkern der Haussaländer abweichenden Mandestämme vergleichen.

Auch wir haben in Europa die zwei Extreme, haben auf dem Lande die Flachkulturen und in den Städten die Hochkulturen. Auch bei uns bewegt sich das Bauernleben auf einer anderen Stufe als das Dasein der Großstädter. Aber — und hier liegt der tiefe Unterschied — Flachkultur und Hochkultur wird von Menschen des gleichen Volkes, der

gleichen Sprache, der gleichen Rasse getragen. Beide erleben einen, wenn auch im Laufe der Entwicklung immer mehr sich einengenden, so doch stets wahrnehmbaren, dauernd fließenden Kräfteaustausch. Die Menschen der Städte und die des Landes sind bildungsmäßig geschichtet. Es gibt auf dem Lande gebildete Menschen, wie in den Städten, und nicht selten verstehen die oberen Schichten des Landes und die der Stadt (zumal solange ein Adel den Großgrundbesitz in Händen hat) sich untereinander leichter als die unteren Schichten, d. h. an Stelle oder neben die horizontale Gliederung in Hoch- und Flachkulturen tritt die vertikale ihrer Bildungsschichten.

Bei den Völkern der Haussaländer zeigten sich dämonisches Empfinden in der Flachkultur, Tatsachensinn in der Hochkultur, beide unüberbrückbar getrennt, Entwicklung der Ideale verbunden mit geographischer Verschiebung. In den Kulturen unserer Art dagegen treten wohl auch Dämonisches in den Flachkulturen und Tatsachen in den Hochkulturen bedeutsamer hervor; beide aber verbleiben im ständigen Austausch, da die Verbindung der vertikalen geographischen Verschiedenheit durch eine horizontal liegende Bildungsschicht hergestellt ist, die wenigstens für die kleinen Städte eine entscheidende Bedeutung hat.

Das ist aber nicht nur bei den Okzidentalen so. Auch aus Afrika kann ich hierfür ein Beispiel anführen, das der Farraka-Mandeländer. Hier liegt weit ausgebreitet ein Netzwerk von Hochkultur, bei dem die Knoten als kleine befestigte Marktstädte, die Schnüre durch viel bewanderte Verbindungsstraßen hergestellt werden, über einer das ganze Land bedeckenden Flachkultur. Ein aus dem Norden stammendes Volk hat die ganze Menschheit der Farraka-Mandeländer vereinheitlicht, so daß die Bewohner der Städte und die des Landes gleichen Sprachen- und Rassenbestand aufweisen. Die vertikale Abgeschlossenheit ist eine sehr bedingte. Denn alles,

was in den kleinen Städten der Vermehrung entgegensieht, das Weib, die Stute, die Hündin, wird auf das Land gebracht, um hier den Nachwuchs auf einem starke Nahrungsmittel und gesunde Arbeit bietenden Boden zur Welt zu bringen. — Dabei besteht eine durchgeführte Bildungsschichtung. Die vornehmen Horro (Ritter und herrschendes Volk) mit ihren sangeskundigen Dialli (Barden) auf der einen Seite, die kunstfertigen Schmiede mit ihrem reichen Schatz übersinnlicher Vorstellungen auf der zweiten, sowie die Ulussu als emsige Bauern auf einer dritten leben nebeneinander und bereichern durch Wechselwirkung das Paideuma des Individuums wie das der Masse. Die Horro mit den Dialli, sowie die Schmiede mit den Ulussu stellen zwei Schichten in der Kulturform dar.

Der unteren Schicht des Paideuma gehören nun die gern und häufig erzählten Volksmärchen und Fabeln, ferner das altertümliche Bundeswesen mit den Masken und endlich das Schamanentum an. Die obere Schicht hat die herrlichen Bardengesänge, die reich gezierte Tracht (die wundervoll gestickten Togen sind seinerzeit in Farraka entstanden und von dort aus erst nach dem Osten gewandert), die gewaltigen Grabbauten, die alten Königspaläste hervorgebracht.

Ein Vergleich der Dichtwerke beider Schichten ergibt, daß die Fabeln, Märchen usw. Allgemeingut des Volkes sind, daß sie überall erklingen, daß sie keinerlei individuelle Erscheinungen zum Objekt haben und keinerlei Umbildungen unterworfen sind. Die Gesänge der Barden zeigen dagegen die Schilderungen von persönlichen Entwicklungen und Schicksalen; ihr Vortrag ist durchaus bewußt künstlerisch, d. h. aus dem Kreise der berufsmäßig vorgebildeten Zunftmitglieder treten ideal veranlagte Schöpfernaturen hervor.

Diese Erscheinung einer Zweischichtbildung ist das, was alle sog. Kulturvölker vor den primitiven auszeichnet, vom alten Ägypten an bis zu uns herauf. Das alte Ägypten hatte neben dem steinernen Tempel des Gottes die Lehmbehau-

sungen des Volkes, die Antike neben ihren Märchen und Fabeln die philosophischen Systeme und großen Dramen, der Okzident neben der Fuge das Volkslied.

In der unteren Schicht lebt das Paideuma einer älteren Periode weiter, lebt und wirkt dämonisch fort und fort auf die obere Schicht, in der sich die Ideale als monumentale Ichbildungen einstellen. Diese dämonischen Seelenkräfte der unteren Schicht sind und bleiben überall die Wurzeln des Paideuma, im Volke wie im Individuum. Das lehrt die Betrachtung jeden Unterganges einer Kulturei — auch einer monumentalen. Und das ist ganz naturgemäß. Denn die Bildung und Abschließung der Großstadt als Herberge bloßer Tatsächlichkeiten bedeutet das Ende der Dämonen.

So wurzeln auch, um mit Spengler zu reden, die apollinische, die ägyptische und die faustische Seele im Volke und bedeuten die Gesamtheit des Volkspaideuma; wenn diese dann aber in den großen städtischen Werken der Mathematik, Malerei, Architektur, Dichtkunst und Plastik zum Ausdruck kommt, so ist das nur der Bildung einer durchgeistigten Oberschicht zu verdanken, deren Führer stets einzelne dämonisch-geniale Naturen sind.

Es zeigt sich also eine deutliche Periodenbildung in der Entwicklung des Paideuma. Die älteste Stufe, deren Formen typisch erhalten sind in der äthiopischen Kultur der Haussaländer, ist rein tektonisch, d. h. sie baut aus den Fundamenten des Seelenlebens überhaupt die Umrisse einer Kultur in wenigen klaren und bedeutungsvollen Zügen auf. Ich nenne dies die Schöpfungsperiode. Dagegen ist die Kultur der Mande-Farrakavölker schon eine zweischichtige, muß also schon in der Gestaltungsperiode entstanden sein, die unserer Zeitrechnung nach etwa mit Babylon und Ägypten einsetzt.

Das Paideuma der Gestaltungsperiode bringt eine Oberschicht und in dieser das ungebundene Individualpaideuma, im höchsten Falle das Genie, hervor. Die Schöpfungsperiode

kannte die Einzelseele nur als verkleinertes Nachbild der Gemeinseele. Diese Gemeinseele, deren typische Kultur ich in den Flachkulturen der Haussaländer geschildert habe, entfaltet sich in der Gestaltungsperiode zum Volkspaideuma, wie es die Mandeländer zeigen.

Wenn sich aus allem Vorhergehenden ergibt, daß das Verständnis für den Reichtum dieser Formen dadurch erschwert wird, daß man die Umwelt der Urzeit als Chaos bezeichnet und dem menschlichen Paideuma dieser Periode eine Physiognomie abspricht, so schließt man auch das volle Verständnis für die unendlich weitverzweigten Wurzeln paideumatischer Entwicklung aus. Denn wie die Stufenfolge im Seelenleben jedes einzelnen Menschen sich im Gemeinde- und im Volkspaideuma als Barbarei, Kulturei und Mechanei wiederholt, so stellen auch die Schöpfungsperiode eine dem infantilen und die Gestaltungsperiode eine dem juvenilen Paideuma genau entsprechende Form dar — woraus endlich folgt, daß der in vollentwickelte Mechanei ausklingenden Gestaltungsperiode eine dritte und abschließende, eine Erfüllungsperiode folgen muß.

Das ist auch sonst leicht zu verstehen. Denn wenn bedacht wird, welche stets steigende Ausdehnung die „moderne" Kultur mit ihren Bewegungsmaschinen, ihrem Nachrichtenwesen, ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen nimmt, wie Buchdruck, Zeitung und Fernsprechwesen immer weitere Gebiete in ihren Machtbereich ziehen, so ist es nicht schwer, zu berechnen, in wie kurzer Zeit der ganze bewohnbare Erdenraum mit diesen Verbreitungsorganen einer mechanistischen Zeit und ihrer Tatsächlichkeiten übersponnen sein wird, so daß kein Volk der Erde mehr im Genuß der Unberührtheit und Abschließung verbleibt, die nötig ist, um die zur Kulturei führenden Ideale eines Volkspaideuma zu entwickeln; die Gestaltungsperiode geht mit diesem zwangsmäßigen Ausdehnungsbedürfnis, mit dem Siege des Tatsachenwillens über den Hang

zum Dämonischen und mit der daraus folgenden Unmöglichkeit einer Abschließung einzelner Volkskulturen einem Zustand entgegen, in dem die Möglichkeit der Hervorbringung neuer monumentaler Formen verschwindet, damit aber neigt sie sich ihrem Ende zu. Was dann?

Ein Blick auf die nebenstehende Tabelle ergibt das Weitere: Das Paideuma der Schöpfungsperiode bewegte sich vorwiegend auf der Ebene des Gemütes, und zwar in einer einzigen Schicht. Die Einzelseele war unlösbar von der der Gemeinde. In der Gestaltungsperiode tritt die Ablösung der einzelnen Persönlichkeit infolge der Bildung einer Unter- und Oberschicht ein; das Gestaltungspaideuma entwickelt sich auf der Fläche des Verstandes. Demnach wird die Erfüllungsperiode infolge Aufgehens des Volkspaideuma in ein den ganzen bewohnten Erdraum ausfüllendes Paideuma eine weitere Entwicklung der horizontalen Schichtung mit sich bringen; die vertikale Begrenzung des Lebensraumes wird ihre Bedeutung gegenüber der horizontalen Bildungsschicht verlieren. Die geistige Schichtung muß in diesem Zusammenhang ihre stärkste Gliederung erfahren, aus einer Zweischichtung wird eine Dreischichtung werden; als dritte wird die Schicht des Vernunftlebens sich über die des Verstandeslebens legen: das entspricht den Dämonen des Kindes, den Idealen des Jünglings und den Tatsachen des Mannes und damit den Kulturstufen der Barbarei, Kulturei und Mechanei.

Die Einschichtigkeit trat in der Verbundenheit der Einzelseele mit der Gesamtseele, ausgedrückt durch das natürliche Altersklassensystem, zutage. Das Dämonische wirkte in der Gesamtheit, ohne durch einzelpersönliche Regungen unterbrochen zu sein, und deshalb war die Menschheit in dieser Periode ungeschichtlich. Denn die Einheitlichkeit hatte den Begriff der Zeit noch nicht hervortreten lassen. Das Dauernde ist hier das Natürliche, das Gegenwartsgefühl das Beherrschende.

Grundlagen des Paideuma

Stufen	erste Stufe	zweite Stufe	dritte Stufe
Altersklassen	Kind	Jüngling	Mann

a) Paideuma des Individuums

Formen und Wesen	Das Dämonische	Die Ideale	Die Tatsachen
Fläche	Gemüt	Verstand	Vernunft
Phänomene	Schöpfungskraft	Individualität	Verstandesgemäßes Zweckbewußtsein
Charakter	Spontaneität	Zweiheit	Auflösung

b) Paideuma der Völker (Formen und Perioden)

Kulturstufen	Barbarei	Kulturei	Mechanei
Kulturperioden	der Schöpfung	der Gestaltung	der Erfüllung

c) Paideuma der Völker (Morphologie der Perioden)

Phänomene	Einschichtig (Geburt des Dämonischen)	Zweischichtig (Entwicklung der Ideale aus den Dämonen)	Dreischichtig (Harmonisches Ineinandergreifen der Dämonen, Ideale und Tatsachen)
Charakter	primitiv	monumental	phänomenal
Räumlichkeiten	Gemeinde (Sippe)	Volk	Regionen der Ökumene
Zeitlichkeiten	vorzeitlich (ungeschichtlich)	episodisch (geschichtlich)	überzeitlich (übergeschichtlich)

Mit der Ichbildung, mit den Idealen, beginnt die Zweischichtigkeit, in der mit dem Gegensatz „Ich und die Welt“ der andere „Meine Zeit und die Zeit vor mir“ erscheinen mußte. Die Vergänglichkeit aller Ideale trat in schneller Umbildung zu Tatsachen immer deutlicher hervor und damit war die Episodenhaftigkeit der zweiten Kulturperiode besiegelt.

Der Wesenszug der dritten Periode wird nun aber ein harmonisches Ineinandergreifen des Dämonischen, der Ideale und der Tatsachen sein, d. h. der Phänomene aller drei Stufen: genial-dämonischer Schöpfungskraft, idealer Individualität und verstandesgemäßen Zweckbewußtseins. Deshalb werden die Kulturformen dieser Periode den Anspruch auf den Namen des „phänomenalen“ haben. Das Episodische wird mit der Ausbildung der Dreischichtung abschließen, der Zeitbegriff, einen Wandel durchmachen und damit eine Überzeitlichkeit einsetzen.

15. Das paideumatische Werk

Abschließend greife ich auf das schon im Anfange (auf S. 12) Gesagte zurück: Der in dieser Schrift gebotene Entwurf einer Kulturphilosophie hat in seiner Gedrängtheit und Betonung des Begrifflichen die Bedeutung einer Richtlinie, wie sie im großen den bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete fehlte. Ihre Bestätigung muß nunmehr durch die Ergebnisse langjähriger Einzelforschung erbracht werden. Sie tritt also als „Programm“ neben die Gedanken von 1895 (S. 3 ff.). Jenes Programm im „Ursprung der afrikanischen Kultur“ leitete die Periode der Vorbereitung, der Empfängnis, der Sammlung ein und hatte die Entstehung des Afrikaarchivs zur Folge; das heutige steht auf höherer Stufe, weist der aus dem Archiv heraus aufwachsenden Forschungsanstalt den Weg und geht der Veröffentlichung einer Reihe sorgfältig vorbereiteter Arbeiten über Tracht und Religion, Architektur

und Gesellschaftsleben, Gewerbe und Kunst, Recht und Geschichte voraus. Nur wenige Beispiele konnten hier geboten werden; die Zukunft soll die Veröffentlichung des ganzen Materials erfahren.

Wir beginnen mit einfachen Stoffsammlungen und Monographien, mit einer sinnvollen Ordnung und möglichst vollständigen Wiedergabe des Tatsächlichen, wie es im großen auf unserem Gebiete noch nie versucht wurde. Damit können und wollen wir uns aber nicht begnügen. Dies alles soll nur Hilfsmittel sein und als solches zur Wissenschaft in ehrwürdig altem Sinne, zum Wissen der letzten Gründe dieser Kulturerscheinungen führen. Inwieweit hierbei nun die in dieser Schrift niedergelegte Richtlinie maßgebend sein wird, soll noch kurz an zwei Beispielen erläutert werden.

a) Ideen und Begriffe. Oben habe ich die Entwicklung des Paideuma vom Dämonischen bis zum Tatsächlichen behandelt und auf die paideumatische Polarität hingewiesen. Die entsprechende Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit äußert sich auf allen Gebieten kulturellen Seins, im Staatsleben wie im Gewerbe, in der Religion wie in der Kunst oder wo man sonst will, so daß jedes dieser Gebiete von zwei Seiten aus betrachtet werden kann, je nachdem ich das Organische (Werden) oder das Anorganische (Gewordene) im Paideuma (S. 75) ins Auge fasse: d. h. man kann überall von paideumatischen Ideen wie von paideumatischen Begriffen sprechen. Ich meine nun weiter, daß die lebendigen Ideen durch die Begriffe wahrgenommen, erfaßt werden können. Nämlich so:

Ideen entstehen nach allem Obigen dämonisch aus der Wesenheit des Paideuma. Sie sind somit zunächst lebendige Elemente des Paideuma, die sich von Zeit zu Zeit in Begriffen verkörpern und dann während der Periode der Auswirkung ihrer begrifflichen Formen in einen Schlafzustand verdämmern, der einer Erstarrung gleicht. Ideen sind also

paideumatische lebendige Wirklichkeit, Begriffe paideumatische starre Tatsachen. Aus den tatsächlichen Begriffen und ihren Spielformen sind die Ideen als hinter dem Vorhang des Begriffsvermögens lebende Wesenheiten zu erfassen.

Wohl aber bemerke man, daß die Begriffe als Verkörperungen der Ideen und im Gegensatz zu diesen vergänglich sind wie etwa alle Ausscheidungen des Stoffwechselprozesses. Sie stellen gewissermaßen die sich ununterbrochen von innen heraus erneuernde und alternde, von außen abfallende und verfallende Hülle der Ideen dar, sind also gewissermaßen Mantelteile des Paideuma. Damit ist gesagt, daß die Ideen hinter allem Begrifflichen bildend oder verdämmernd wirken, und zwar in der den Menschen umgebenden Natur ebenso wie in den vom Menschen ausgehenden Kulturformen, daß sie aber nirgends eine so artenreiche wie in der Verkörperung schnelle und wechselvolle Begriffswelt hervorbringen, wie eben in den Kulturbegriffen. Durch diese Mannigfaltigkeit werden die begrifflichen Äußerungen der Kultur übersichtlicher und durchsichtiger als die der naturhaften Umwelt. Deshalb bieten die Kulturbegriffe im gesamten Tatsachenleben den handlichsten Stoff, die am leichtesten zu durchdringende Materie, aus der Verständnis und Bekenntnis der dem Weltpaideuma entstammenden Ideen gewonnen werden können. Das heißt also, wir gelangen auf dem Wege paideumatisch-kultureller Ideenforschung zu einem dem menschlich begrenzten Vernunftorganismus günstigen Verfahren, das Paideuma hinter der Hülle des begrifflichen All zu erwittern. Denn im innersten Wesen ist es dasselbe, ob eine Idee paideumatisch-kulturelle Begriffe ausscheidet, die als Totes dem Leben nur noch in der Weise dienen, daß sie die lebendige Idee als solche schützend umhüllen, oder ob eine Pflanze eine Rinde bildet, die als leblos gewordene abgenutzte Materie dennoch das der Außenwelt unsichtbar wirkende Leben umkleidet.

Das alles heißt jedoch nichts anderes, als daß die Begriffe den übrigen „Tatsachen“ gleichzustellen und die Ideen als paideumatische Wirklichkeit aufzufassen sind. Begriffe und Tatsachen kann der Mensch aber erkennen und begreifen, Ideen und Wirklichkeit kann er dagegen nur in der Ergriffenheit verstehen und somit nur bekennen.[1] Wirklichkeit ist das, was erlebt wird und lebend weiterwirkt, Tatsache das, was erlebt ist und als tote Erkenntnis in das Wissen übergegangen ist. Wirklichkeit ist also das aus dem Leben Wirkende, Tatsache die sachlich gewordene Wirklichkeitsäußerung. Wirklichkeit ist das subjektivistisch Wirkende — auch in der Umwelt, Tatsache dagegen der als Objekt verwendete Niederschlag der Wirklichkeit.

b) Wechselwirkung paideumatischer Ideen und Begriffe nach paideumatischen Regionen. Die beschreibende Völkerkunde (Ethnographie) macht bekannt mit den begrifflichen Tatsachen. Die Kulturkreislehre hat gezeigt, daß diese Tatsachen gruppenweise und sinnvoll aufgebaut und gegliedert sind. Die von Oswald Spengler zum erstenmal durchgeführte und im Grunde genommen auf Kulturkreisgliederung beruhende Physiognomik führte zutage, daß die Renaissance aus einer Befruchtung der westlichen Welt durch die begrifflich gewordenen Ideen der östlichen aufwächst, daß das Christentum als letzte „magische Formel“ des Morgenlandes zur Idee des Abendlandes wird. (Vgl. den Abschluß des 12. Kapitels.)

[1] Das Verhältnis der Ideen und Begriffe zum paideumatischen Stufenbau im Individuum wie in den Volkskulturen dürfte ohne weiteres einleuchten. Sehr klar tritt es z. B. in der Sprache und im Sprachenlernen (s. S. 78 ff.) hervor. Beim Kinde wächst die Sprache ideenmäßig. Der Erwachsene erlernt die Sprache begriffsmäßig. Es muß auch hier (s. S. 76/7) wieder betont werden, daß es Menschen gibt, die ihr Leben lang die Fähigkeit bewahren, immer wieder neue Sprachen ideenmäßig aufzunehmen. Auch hier ist „Idee“ gleichbedeutend mit seelischem Erleben, „Begriff“ mit verstandesgemäßem Erfassen.

Das führt einerseits zur Untersuchung der verschiedenen Gemütsdimensionen (S. 40), andererseits zu der Frage, inwieweit eine solche Befruchtung die paideumatische Entwicklung wohl nicht nur der monumentalen Formen zur Folge haben kann. Dies ist so wichtig, daß ich dem früher Gesagten (S. 40 ff. u. S. 90 ff.) noch ein Wort über die Orient und Okzident bezeichnenden Gefühle der Welthöhle und der Weltweite hinzufügen will. Man erinnere sich des Gegensatzes: Dort der Orient in seiner Geschlossenheit des Wesens, seiner Gabe, Stil zu bilden und zu erhalten, seiner Fähigkeit zur Würde, seinem Fatalismus und als Rettung vor ihm der Astrologie und Magie, seinem Fanatismus und der Fähigkeit, aus solcher gewaltigen Erregung heraus bis zur Schöpfung von Religionen zu gelangen. Hier dagegen die Weltweite des Okzidents mit der Neigung zu eklektischer Stilbildung, der unstillbaren Sehnsucht nach Raum und Ferne, der Vielheit als Grundlage der Weltanschauung, die zuletzt nur durch den einen Sinn der einen Unendlichkeit geschlossen bleiben kann.

Das Weitengefühl führt zu einer Lebendigkeit ohne Ruhepunkte; das Dasein gleicht einem ebenmäßig aufwärtsführenden Bergpfad. Die ganze Gebarung des okzidentalen Paideuma verläuft in eine Kette kleiner Ausbrüche, deren jeder sich den vorhergehenden anschließt, so daß das Helden- und Sieghafte zum Typischen wird.

Das Wesen des Höhlengefühls entspricht dagegen dem Verweilen auf einer berglosen Ebene. Denn das Entscheidende ist der „Fatalismus“, das Duldertum, das eine Aufspeicherung dämonischer Kräfte zur Folge hat. Die Überfülle entlädt sich dann im Fanatismus, plötzlich, orkanartig, plutonisch. Und während das Paideuma des Okzidents wie ein elektrischer Strom durch den Draht fließt, springt das des Orients gleich einem Himmel und Erde verbindenden Blitz über.

Das okzidentale Paideuma kennzeichnet sich demnach durch „organisierten Furor“, durch die beständige Wucht seiner Auswirkung, das orientale durch jähe Wechsel von duldender Ruhe und wilden Extasen, d. h. durch ungebundene Raserei. Diese ist dann von unvergleichlich gewaltigerer Kraft als jene.

Das okzidentale Paideuma rückt deshalb schweigend weiter empor, alles wohlgeordnet auf seiner Schraubenfläche haltend. Seine Kulturformen sind Gegner der Extasen und mit Recht sagt Nietzsche, daß in deren Entwicklung alle übersprungenen Stufen sich rächen. Aus dem Duldertum des Höhlengefühls aber steigt die paideumatische Ausdehnungsgewalt grell und jäh empor bis zur Götternähe, bis zu „dem Gotte“, vor dem der Orientale erschauernd unter der Allmacht aufblitzender Wirklichkeit, erschüttert und entsetzt, sich sklavisch niederwirft, weil er ihn nur erkennen kann als das Sinnbild unüberbrückbarer Gegensätzlichkeit: des dämmernden Dulder-tums nämlich und der elementaren Eruptivität.

Wenn von organisiertem Furor und organisierter Bewegung gesprochen wird, so besteht die Gefahr, daß, wie so häufig, dies „organisiert“ verwechselt wird mit einem „diszipliniert“. „Organisiert“ kann und darf hier und sollte nirgends etwas anderes bedeuten als „Leitung durch die Idee“, während Disziplin niemals etwas anderes ist als „Gliederung nach Begriffen“. Das ist um so wichtiger, als jedesmal, wenn in einer der beiden Kulturregionen die Organisation der Bewegung überging in eine Disziplin der Bewegung, dies gleichbedeutend gewesen ist mit einer Verschiebung der zwischen Orient und Okzident wechselnden Fähigkeit zur intuitiven Tat.

Zum Schluß! So ergeben sich aus den allgemeinen Richtlinien morphologischer Kulturforschung der Aufbau und die Aufgabe für das neue Institut, das den Gedanken des Afrikaarchivs aufnimmt und fortsetzt, von selbst. Den Anfang bilden ethnographische Tatsachenberichte, die einerseits das im Archiv

aufgespeicherte, von mir gesammelte Originalmaterial,[1] zum andern mit möglichster Vollständigkeit das seit Jahrzehnten ausgezogene und geordnete, teilweise sehr versteckte, sicherlich aber in Literatur und Museen fast beispiellos zersplitterte Altmaterial auswerten sollen. Sind bisher auch verschiedentlich recht wertvolle Publikationen solcher Art über primitive Kulturen erschienen, so waren sie doch stets vereinzelt und nie umfassend genug, um mehr als gelegentliche Streiflichter auf die hier vorliegenden, geradezu entscheidenden Probleme zu werfen. In voller Beleuchtung erst kann und wird sich dem Beschauer die Art und welthistorische Bedeutung der afrikanischen Kulturen auf Grund planmäßiger Bearbeitung zeigen.

Im besonderen wird damit West- und Innerafrika in das Gesichtsfeld auch der Geschichtsforschung rücken. West- und Innerafrika haben außerhalb des Imperium Romanum eigene Schöpfungen und Taten, eigene Begriffe und Ideen hervorgebracht, deren Alter zum Teil nachweislich mehr als 2000 Jahre zurückweist, deren Innensinn aber ein ungeahntes Ineinandergreifen mit den vorgeschichtlichen monumentalen Trümmern der „Höhlenkulturen" Südfrankreichs und Spaniens, mit dem Problem der Etrusker, mit der Entstehung der ägyptischen Kultur und damit einen neuen Weg zu den ganz großen Problemen der Menschheitsgeschichte aufweist. Was sich hier an Religionen und Kunstformen, an Gesellschaftsordnungen und Volksdichtungen erhalten hat, besitzt im Sinne der Kultur- und Menschheitsgeschichte so großen dokumentarischen Wert, daß es im eminenten Sinne geeignet ist, das Bild der Weltgeschichte zu ändern.[2]

[1] Die erste Veröffentlichung ist unsere Sammlung afrikanischer Volksdichtungen, die nunmehr vollständig in 15 Bänden bei Eugen Diederichs in Jena erscheint.

[2] Wie schwer zugänglich die Großartigkeit der westafrikanischen monumentalen Kulturwerke unserer „objektiven" Wissenschaft ist, zeigt folgende Tatsache. Im Jahre 1910 gelang es mir, in Westafrika nahe Benin Gelbgüsse und Terrakotten von klassischer Stilreinheit und

Damit tritt dann ganz klar und unverkennbar die Tatsache der Organität auch primitiver Kulturformen hervor, denn hier kreuzt das Tektonale das Monumentale, hier zeigt auch das Primitive hinter begrifflichen Tatsachen wirkliche Ideen — beides in Wechselwirkung mit der Monumentalität, so daß unter dem Einflusse der hier blitzartig aufleuchtenden und in warmer Lebendigkeit nachwirkenden Erkenntnisse der methodische Unterschied, der heute noch in der Betrachtung vorgeschichtlich primitiver und historisch monumentaler Kulturen üblich ist, hinwegschmelzen wird.

Damit aber nähert sich die Möglichkeit, die gesamte Kultur der Menschheit von ihren Anfängen an als organische Einheit wissenschaftlich zu behandeln, und was das allein für die Grundlagen unseres Bildungswesens bedeutet, wurde S. 88/89 dargelegt.

Den einen Ausgangspunkt bilden demnach, entsprechend dem Plane von 1895, die völkerkundlichen Tatsachen der Kerngebiete afrikanischer Kulturen. Das ist das eine felsenharte Ufer, dem jenseits des Meeres die Geschichte der monumentalen Kulturen Europas und seiner Nachbargebiete entgegenragt. Unser Werk ist es, von einem zum andern eine Brücke zu schlagen, von deren Höhe wir uns einen genußreichen Ausblick auf die Geschehnisse des in der Tiefe seine ewigen Bahnen ziehenden Lebens versprechen.

Schönheit durch Ausgrabungen ans Tageslicht zu fördern. Damit war die Epigonenhaftigkeit der mittelalterlichen sog. Beninbronzen nachgewiesen. Nun stehen zwar diese Ausgrabungsfunde im Berliner Museum für Völkerkunde. Als aber vor einigen Monaten die entsprechende gelehrte Stelle des Berliner Museums ein Monumentalwerk mit umfangreichem Text über die Beninbronzen herausgab, war sie außerstande, für die an Alter wie Bedeutung weit überlegenen Terrakotten Ifes und die eminente Mythologie der Joruben ein Wort zu finden, und bewies damit, daß sie in den Werdesinn auch der späteren Beninbronzen nicht einzudringen vermochte.

Schriften und Werke von Leo Frobenius

Der westafrikanische Kulturkreis. Abdruck aus Dr. A. Petermanns Geogr. Mitteilungen 1897, Heft X u. XI, 17 S., 1 Karte in 10 Tln., 1898, 18 S., 1 Karte in 10 Tln.

Der Kameruner Schiffsschnabel und seine Motive. 95 S., 6 Taf. Nova Acta. Abh. d. Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akad. d. Naturforscher, Bd. LXX, Nr. 1. Halle, 1897.

Die Weltanschauung der Naturvölker. Beiträge zur Volks- u. Völkerkunde. VI. Bd. XV, 427 S., 4 Abb. u. 3 Taf. Weimar, Felber, 1898.

Die Masken und Geheimbünde Afrikas. 278 S., 14 Taf. u. 33 Textfiguren. Nova Acta. Abh. d. Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akad. d. Naturforscher, Bd. LXXIV, Nr. 1. Halle, 1898.

Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. [Der Ursprung der Kultur, I. Bd.] XXXI, 368 S., 26 Karten, 9 Taf. u. 240 Textillustr. Berlin, Gebr. Borntraeger, 1898.

Probleme der Kultur. 1. Die naturwissenschaftliche Kulturlehre [1899]. 2. Die Mathematik der Oceanier [1900]. 3. Die Schilde der Oceanier [1900]. 4. Die Bogen der Oceanier [1900]. 32, 35, 40. u. 36 S. [Sonderabdruck aus der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".] Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1901.

Aus den Flegeljahren der Menschheit. Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden. Mit über 400 Abbildungen von C. Arriens, A. Thiele, Preine, Kosters, Martens, Borta u. 30 Initialien vom Verf. XI, 416 S. m. 6 Taf. Hannover, Gebr. Jänecke, 1901.

Die reifere Menschheit. Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Halbkulturvölker. VIII, 464 S., 376 Abbildg. u. 5 Taf. Hannover, Gebr. Jänecke, 1902.

Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geogr. Unterrichts. XIV, 923 S. 18 Taf. u. 43 Kartenskizzen im Text. Leipzig, Friedr. Brandstetter, 1904.

Das Zeitalter des Sonnengottes. (1. Bd.) XII, 420 S. Berlin, Verlag von Georg Reimer, 1904.

Im Schatten des Kongostaates. Bericht über den Verlauf der ersten Reisen der D. I.A. F.E. von 1904—1906, über deren Forschungen und Beobachtungen auf geographischem und kolonialwirtschaftl. Gebiet. Mit 8 Kartenblättern, 33 Tafeln und ca. 318 Illustrationen und Geländedarstellungen im Text, hrsg. und bearb. XIV, 468 S., Berlin, G. Reimer, 1907.

Schriften und Werke von Leo Frobenius

Kulturtypen aus dem Westsudan. (Auszüge aus den Ergebnissen der Zweiten Deutschen innerafrikanischen Forschungsexpedition nebst einem Anhang über Kulturzonen und Kulturforschung in Afrika.) 125 S., 1 Karte und 7 Figuren im Text. Erg.-heft Nr. 166 zu „Petermanns Mitteilungen". Gotha, J. Perthes, 1910.

Der schwarze Dekameron. [Belege und Aktenstücke über Liebe, Witz und Heldentum in Innerafrika.] 389 S. Berlin-Charlottenburg, Vita, 1910.

Auf dem Wege nach Atlantis. Bericht über den Verlauf der 2. Reiseperiode der D. I.A. F.E. in den Jahren 1908—1910. Hrsg. von Hermann Frobenius. XV, 411 S. Mit 27 Abb., 49 zum Teil farbigen Taf. u. 2 farb. Karten. Berlin-Charlottenburg, Vita, 1911.

Und Afrika sprach . . . [Wissenschaftl. erweiterte Ausgabe des Berichts über den Verlauf der dritten Reiseperiode der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition in den Jahren 1910 bis 1912.] — Erster Band: Auf den Trümmern der klassischen Atlantis. XXV, 402 S., 250 Illustr., 26 Tafelbilder, 2 mehrfarb. Taf., 3 Kupferdrucke, 4 Heliogravüren u. 4 Pläne. — Zweiter Band: An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz. IX, 391 S., 51 Illustr. u. Tafelbilder, 1 mehrfarb. Tafel, 2 Kupferdrucke u. 4 Pläne. — Dritter Band: Unter den unsträflichen Aethiopen. XXIV, 508 S., 56 Illustr. u. Tafelbilder, 1 mehrfarb. Taf., 1 Kupferdruck u. 2 Karten. — Vierter Band: Die ewigen Wege. (Noch nicht erschienen.) Berlin-Charlottenburg, Vita, 1912—1913.

Und Afrika sprach . . . Bericht über den Verlauf der 3. Reiseperiode der D. I.A. F.E. in den Jahren 1910—1912. Mit Unterstützung des Hamburger Museums für Völkerkunde herausgegeben. Mit 68 ganzseitigen Bildern, über 200 Textillustrationen, 1 buntem Bild, 4 Pl. u. Tafeln. Volkstümliche Ausgabe, VIII S. S. A—H. II und 669 S. Berlin-Charlottenburg, Vita, 1912.

The Voice of Afrika. [Being an account of the travels of the German Inner African Exploration Expedition in the years 1910—1912.] Translated by Rudolf Blind. Two vols. XXIII, 682 p., 70 plates, 2 coloured frontispieces, 200 Illustrations in the text. London, Hutchinson & Co. Paternoster Row, 1913.

Schwarze Seelen. [Afrikanisches Tag- und Nachtleben.] Neue Erzählungen. 503 S. Berlin-Charlottenburg, Vita, 1913.

Der kleinafrikanische Grabbau. (Einzelbericht aus dem Arbeitsergebnis der IV. Reiseperiode der D. I.A. F.E.) 84 S., 23 Tafeln. Sonderabdruck aus der „Praehistorischen Zeitschrift" 1916.

Forschungsinstitut für Kulturmorphologie E.V.
München

Arbeitskreise und Veröffentlichungen des Instituts

I. Arbeitskreise

1. Feststellung der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Kulturkreise Afrikas und seiner Nachbarländer.
2. Feststellung der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Kulturkreise Europas, Westasiens und seiner Nachbarländer.

II. Veröffentlichungen

1. Vollständige Sammlung der von der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition von 1905—1917 gesammelten und übertragenen Volksdichtungen Afrikas in fünfzehn Bänden. (Weitere Mitteilungen hierüber siehe unten.)
2. Hadjra Maktuba, Wiedergabe der von der D.I.A.F.E. in den Atlasländern in Zeichnung, Farbe und Lichtbild aufgenommenen vorgeschichtlichen Felsbilder mit viersprachigem Text.
3. Monographien zur Geschichte der Gesamtentwicklung bedeutsamer Kulturformen im Okzident und Orient. (Erscheinen bei Eugen Diederichs, Jena.)

Bei **Eugen Diederichs, Jena,** erscheint:

„ATLANTIS"

Vollständige Ausgabe aller von der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition von 1905 bis 1917 gesammelten Volksdichtungen, Mythen und Märchen afrikanischer Völker:

Bd. 1: **Die Weisheit der Kabylen** / Bd. 2: **Märchen der Kabylen** / Bd. 3: **Fabeln der Kabylen** / Bd. 4: **Märchen aus Kordofan** / Bd. 5: **Sagen des Sudan** / Bd. 6: **Spielmannsgeschichten aus Faraka** / Bd. 7: **Die Dämonen des Sudan** / Bd 8: **Erzählungen des Westsudan** / Bd. 9: **Erzählungen des Zentralsudan** / Bd. 10: **Die atlantische Götterlehre (der Joruba)** / Bd. 11: **Erzählungen aus Oberguinea** / Bd. 12: **Mythen der Kassaiden** / Bd. 13: **Märchen der Kassaiden** / Bd. 14: **Fabeln d. Kassaiden** / Bd. 15: **Regestenband**

In jedem Jahre werden 2—3 Bände herausgegeben werden.

Im 50. Tausend ist innerhalb Jahresfrist erschienen:

Der Untergang des Abendlandes

Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte

von

Oswald Spengler

Erster Band: Gestalt und Wirklichkeit

23.—32. unveränderte Auflage (37.—53. Tausend)

XV, 615 Seiten gr. 8°. Geheftet M 36.—; in Halbleinen gebunden M 58.—

INHALT: Einleitung. I. Kapitel: Vom Sinn der Zahlen / II. Kapitel: Das Problem der Weltgeschichte. 1. Physiognomik und Systematik. 2. Schicksalsidee und Kausalitätsprinzip / III. Kapitel: Makrokosmos. 1. Die Symbolik des Weltbildes und das Raumproblem. 2. Apollinische, faustische, magische Seele / IV. Kapitel: Musik und Plastik. 1. Die bildenden Künste. 2. Akt und Porträt / V. Kapitel: Seelenbild und Lebensgefühl. 1. Die Form der Seele. 2. Buddhismus, Stoizismus, Sozialismus / VI. Kapitel: Faustische und apollinische Naturerkenntnis

Aus den Urteilen:

Prof. D. Dr. H. Scholz: „Die Gedankenführung des Spenglerschen Buches ist unstreitig das Werk eines ungewöhnlichen Kopfes. Sie setzt einen Reichtum von Interessen und Kenntnissen voraus, der jedenfalls eine Seltenheit bedeutet.... Spengler beherrscht die deutsche Sprache Er weiß das Schwierige einfach, das Dunkle deutlich, das Bildlose bildhaft auszudrücken. Er sagt nicht zu wenig und sagt nicht zu viel. Dieses Buch konnte wirklich nicht kürzer sein. Spengler hat es wie ein Künstler zu gestalten gewußt. Es hat alles an seinem Ort Hand und Fuß."

Moeller van den Bruck (*Deutsche Rundschau*)**:** „Das Spenglersche Buch ist kein zufälliges Buch. Es ist selbst das Schicksalsbuch unseres ganzen Zeitalters. Wir werden uns immer mit ihm auseinanderzusetzen haben, ob wir nun seine Schlußfolgerungen anerkennen, oder ob wir sie bestreiten. Und wir werden es nicht wie mit einem Buche tun, das auch ungeschrieben hätte bleiben können, sondern wie mit einem Ereignis, das wir nicht zu umgehen vermögen. So sehr ist es die Erfüllung jenes Versprechens, das der zweite Unzeitgemäße gab, als er die Geschichte auf ihren Nutzen und ihren Nachteil untersuchte: nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 639 789 7

DATE DUE

ORD			PRINTED IN U.S.A.